Minette

oder:

Ein herzloses Weib.

Von

Henry de Kock.

Aus dem Französischen

von

Ludwig Fort.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1853.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

I.

Paula Marcel.

Nicht wahr, Ihr Alle kennt Paula Marcel, welche am Theater des Gymnase Dramatique die Rolle der ersten Liebhaberin gibt?

Paula Marcel ist dreiunddreißig Jahre alt, aber gegen ihre Collegen und Colleginnen gibt sie sich für nur dreißig und gegen ihre neuen Anbeter für achtundzwanzig aus.

Sie sieht auch in der That noch sehr frisch und jugendlich aus, und sowohl auf der Bühne in einem sie gut kleidenden Costüm, wie in ihrem Boudoir, bei passender Beleuchtung, ist sie durch ihre Schönheit und liebenswürdige Anmuth vollkommen berechtigt, ihren Geburtsschein anzuklagen, daß er sie mindestens drei Jahre verleumdet.

Paula ist jedoch nicht mehr das was sie gewesen ist. Früher war sie schlank, jetzt ist sie corpulent; früher war sie leichtfüßig und behend, jetzt ist sie ein wenig langsam und schwerfällig; früher hatten ihre Wangen die sammtartige Farbe der Pfirsiche, gegenwärtig bedarf sie der Beihilfe des Reismehls, um die richtige Abstufung der Farben herzustellen, und endlich besaß sie früher einen Wald prächtiger Haare, der jetzt bedeutend gelichtet ist — ja man versichert sogar, daß die noch vorhandenen zur Hälfte auf einem anderen Kopfe gewachsen seyen.

Sey dem wie ihm wolle, so viel ist doch gewiß, daß Paula Marcel mit ihren weichen Händchen, welche nicht größer sind als die eines zehnjährigen Mädchens, mit ihren niedlichen Füßchen, denen der Pantoffel der Cendrillon noch zu weit seyn würde, mit ihren herrlichen braunen Augen, ihren weißen Zähnen, ihrem reizenden Stumpfnäschen und ihren frischen Lippen noch immer ein sehr hübsches Mädchen ist. Ganz besonders hat sie, wie die Folge lehren wird, ein fühlendes Herz und nicht wenig Geist, und in Berücksichtigung dieser trefflichen Eigenschaften kann man ihr wohl die kleine Schwäche verzeihen, daß sie dem lieben Gott gern einige Jahre zurückgeben möchte, er die ihr vielleicht ein wenig zu schnell octroyirt hat.

Es gibt ja so viele häßliche, einfältige und selbst böse Menschen in der Welt, denen man eine Menge Sonderbarkeiten nachsieht, für welche sie keinen Ersatz bieten.

Es war an einem Maimorgen des Jahres 1847. Paula Marcel stand im Corset und kurzen Unterröckchen, über die sie nur einen feinen Batistpeignoir geworfen hatte, in ihrem Ankleidezimmer vor einem großen Spiegel und einem eleganten Toilettentische, der mit Parfümerien, Pomaden, chinesischen Vasen, Blumen, Haarbürsten und Schildkrotkämmen beladen war.

Hinter der Schauspielerin saßen zu beiden Seiten des Camins zwei Herren, welche ihr bei dieser wichtigen Beschäftigung zusahen.

Der eine dieser beiden Herren war von gewöhnlicher Größe, aber vollkommen ebenmäßigem Körperbau. Er hatte einnehmende, wenn auch nicht vornehme Gesichtszüge, und eine stets selbstzufriedene, zuweilen geistreiche und ein wenig spöttische Miene. Sein Anzug war modern und

geschmackvoll; demungeachtet aber würde ein wirklich feiner Weltmann an dem etwas plebejischen Schnitte seines Beinkleides und an den ziemlich schreienden Farben seiner Weste wohl manches auszusetzen gefunden haben.

Dies war Herr Anatole von Harblay, ein dramatischen Schriftsteller.

Der Andere, der ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt seyn mochte — sieben bis acht Jahre jünger als der Erste — war häßlich, und zwar abschreckend häßlich, trotz seines regelmäßigen Gesichts. Er sah klein aus, obgleich er ein wenig über Mittelgröße hatte, und sein Gesicht hatte einen einfältigen Ausdruck, obgleich er eine für einen Sohn Adams hinreichende Dosis Geist besaß. Dies erfordert eine kurze Erklärung. Der Herr schien häßlich zu seyn, weil er beständig mit den Gesichtsmuskeln zuckte; er sah klein aus, weil sein Körper eine gebückte Haltung hatte, und einfältig sah er aus, weil er vom Morgen bis zum Abend alle seine Fähigkeiten dazu anwendete, um seine Gedanken, seine Reden und seine Geberden durch ein unausstehlich affectirtes Wesen zu verderben.

Dieser junge Mann hieß Theodosius Richer und war seines Standes ein Dichter.

Anatole von Harblay und Theodosius Richer leisteten also Paula Marcel Gesellschaft, während sie sich ankleidete; Beide aber benahmen sich dabei ganz verschieden. Der Erstere sah auf nichts, weil er wahrscheinlich schon Alles kannte . . . der Andere betrachtete alles, weil er wahrscheinlich noch nichts kannte . . .

Uebrigens beobachtete die Schauspielerin bei ihrer Toilette eine an ängstliche Züchtigkeit grenzende Decenz. Allerdings sind diese Toiletten, wenn auch in Anwesenheit

von intimen Freunden oder Auserwählten, immer nur eine Art halb wollüstiger, halb sittsamer Ceremonien, nach denen man nicht urtheilen darf. Indessen kann auch in solchen Fällen die Unachtsamkeit eines Fußes, einer Schulter, oder einer Falte des Peignoirs immerhin plötzlich einem zu neugierigen Blicke einen sehnsüchtigen Blitz entlocken.

Wir wiederholen jedoch, daß Paula Marcel an jenem Morgen mit diesen kleinen Unachtsamkeiten sehr geizte . . . Warum? ganz einfach darum, weil sie es schon längst nicht mehr für nöthig hielt, mit Harblay zu cokettiren, und weil sie sich in Betreff Richer's vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft mit ihm vorgenommen hatte, sich in keiner Art zu bemühen, Wünsche in ihm zu erwecken. Denn Paula Marcel hat — wie wir schon gesagt haben — ein gutes Herz, und es würde ihr daher schmerzlich seyn, wenn sie in Sachen der Liebe Schulden contrahirte, die sie dann nicht bezahlen könnte.

»Sie erlauben doch, daß man bei Ihnen raucht, Paula?« unterbrach Harblay plötzlich das Stillschweigen, während Theodosius Richer in dem Augenblicke als die Schauspielerin mit einer kleinen Feile die Ränder ihrer rosigen Nägel abrundete, eine Metapher auf die Hände der mediceischen Venus zusammenbaute.

»Gewiß, lieber Freund,« erwiederte Paula, »rauchen Sie in Gottes Namen so viel Sie wollen. Auch Sie, Herr Richer, machen Sie keine Umstände.«

»O, Mademoiselle!« flüsterte der Dichter, indem er die Augen halb schloß, während seine Nasenflügel sich von einem stillen Seufzer blähten; »dieses Heiligthum, in das Sie mir Profanem den Eintritt gestattet haben, ist so mit

berauschenden Wohlgerüchen angefüllt, daß es eine Sünde wäre, wenn ich mich dem gemeinen Genusse hingeben wollte, den Sie mir gestatten wollen.«

»Das nennen Sie einen gemeinen Genuß, echte Londres wie diese?« rief Harblay, indem er dem Dichter eine goldbraune Cigarre zeigte, die er aus ihrem Strohgefängnisse gezogen hatte. »Dann sind Sie gewiß kein Raucher, mein lieber Theodosius . . . und das wundert mich, denn ich habe immer geglaubt, daß die Leute, welche, wie Sie, in den Wolken leben, auch den Tabaknebeln geneigt sind. Rauchte Hoffmann nicht wie ein Türke?«

»Allerdings . . . und er trank auch wie ein Portier.«

»Sie ziehen also den letzteren Genuß vor?«

»Ich liebe weder den Tabak noch den Wein, wenn ich die Ehre habe, bei einer Dame zu seyn.«

»Wenn aber diese Dame Ihnen beides erlaubt? . . . Sie sehen, daß Madame mir gestattet, eine Cigarre zu rauchen, und ich kann Sie versichern, daß ich mehre Geliebte habe, denen es sehr wohl gefallen würde, wenn sie mich zuweilen ein wenig berauscht fänden.«

»Ich bestreite weder die Güte dieser Dame, noch die Nachsicht Ihrer Geliebten. Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich gewohnt bin, die Schönheit zu respectiren und zu verehren, selbst wenn sie sich herabläßt, mir Unwürdigem einen freundlichen Blick zu schenken. Ich werde demnach in Anwesenheit unserer himmlischen Paula eben so wenig rauchen, als ich mich an ihrer Seite weiter vergessen würde, als bis zum Anhören ihrer Worte.«

Paula wendete sich nach Harblay um, kreuzte die Arme über der Brust und sagte mit einem komisch ernsten Blicke zu ihm:

»Wie gefällt Ihnen diese Sprache, mein Theurer?... Solche Grundsätze sind gewiß hebräisch für Euch cynische und blasirte Schriftsteller!«

»Ich gestehe, daß ich mich als Dichter mit Herrn Richer nicht messen kann,« versetzte Harblay mit einem höhnischen Lächeln ... »Aber Sie müssen wissen, meine Theure, daß nicht Jedermann dazu geschaffen seyn kann, eine Leda zu erbauen! ...«

»Oder eine Jeanne Hachette niederzureißen!«

Der Dichter und der Literat wechselten einen hämischen Blick.

»Leda« war ein mittelmäßiges Trauerspiel von Theodosius Richer, das viermal im Odeontheater gegeben worden war.

»Jeanne Hachette« war ein nicht besseres Melodrama von Harblay, welches dem Gaitétheater keinen Sou eingetragen hatte.

Der Angriff hatte somit der Replik nichts vorzuwerfen. Paula aber trat edelmüthig zwischen die beiden Kämpfer, obgleich sie sich im Stillen über das kleine literarische Scharmützel freute.

»Gemach, gemach, meine Herren!« rief sie aus. »Wie können Sie sich so weit vergessen, wegen einer Cigarre Jeanne Hachette und Leda ins Spiel zu bringen! Bedenken Sie doch, daß Sie in dem höchst prosaischen Ankleidezimmer einer unbedeutenden Schauspielerin sind!... Ich bitte, meine Herren, vertragen Sie sich doch!... Ich bin jetzt fertig und meine Frühstückszeit naht heran ... wollen Sie mir das Vergnügen machen, meine bescheidene Mahlzeit zu theilen, oder muß ich mich Ihnen empfehlen?«

Theodosius Richer und Anatole von Harblay standen

bei diesen Worten auf und der Erstere suchte eine Antwort auf die an ihn gerichtete Einladung, während der Andere noch unschlüssig war, ob er, ehe er sich entfernte, der Schauspielerin den eigentlichen Zweck seines frühen Besuchs erklären sollte — eine Erklärung, welche ihre Schwierigkeiten zu haben schien.

In diesem Augenblicke erschien Anna, Paula's Kammermädchen, in der Thür des Toilettenzimmers.

»Was gibt's?« fragte die Schauspielerin.

»Es wünscht Sie Jemand zu sprechen, Madame.«

»Wer ist es?«

»Eine Dame.«

»Wie heißt sie?«

»Sie hat sich geweigert, mir ihren Namen zu nennen.«

»Und Du hast sie dennoch eintreten lassen?«

»Ja, Madame, in den Salon. O, Sie haben keine Ursache, mir deßhalb zu zürnen, denn es ist eine sehr anständige Dame . . . sie trägt einen ostindischen Kaschemirshawl und einen englischen Spitzenschleier!«

Paula lächelte und sah Harblay fragend an.

»Wenn die Dame einen englischen Spitzenschleier und einen ostindischen Kaschemirshwal trägt,« sagte Letzterer, »dann können Sie sich natürlich nicht weigern, sie zu empfangen. Also leben Sie wohl, Madame. — In den nächsten Tagen, wenn dieser Einfaltspinsel nicht bei Dir ist, werde ich Dir erzählen, was ich im Sinne habe.«

Diese letzten Worte flüsterte Harblay der Schauspielerin leise ins Ohr, während Theodosius Richer Hut und Stock suchte.

»Warum nicht sogleich?« erwiederte Paula in dem

nämlichen Tone, indem sie ihrem ehemaligen Geliebten die Hand drückte; »ist es denn so lang?«

»Nein, viel ist es nicht . . um Dir aber nachher im voraus den gebührenden Dank zu sagen, würde es mir heute dennoch vielleicht an Zeit fehlen.«

»Ah, Du wirst mir also zu danken haben? . . . Ich verstehe, dein Besuch hatte wieder einen eigennützigen Zweck!«

»Böses Kind! machst Du mir schon im voraus Vorwürfe? willst Du, daß ich mir nie wieder erlaube, Dich um etwas zu bitten?«

»Ich weiß schon, und Du weißt es auch, daß Du Dir immer nur zuviel erlaubst.«

»Erlauben Sie gütigst, Madame,« sagte jetzt Theodosius Richer, welcher meinte, daß das halblaute Gespräch zwischen Paula und Harblay lange genug gedauert habe, und es daher für zweckmäßig hielt, es durch eine ehrerbietige Verbeugung und eine langgedehnte Abschiedsformel zu unterbrechen.

Harblay preßte ärgerlich die Lippen zusammen und ließ Paula's Hand fallen.

»Nun also auf Wiedersehen, meine Herren,« sagte die Schauspielerin, die sich jetzt erinnerte, daß sie im Salon erwartet wurde, mit einer graciösen Verbeugung, »Sie entschuldigen mich . . . auf Wiedersehen.«

Hierauf schritt sie ohne weiteres auf die ins Nebenzimmer führende Thür zu und verschwand.

»Wollen Sie jetzt, da die »Schönheit« nicht mehr bei uns ist, eine Cigarre rauchen?« fragte Harblay den Dichter, indem er die seinige wieder anzündete.«

Theodosius warf dem dramatischen Schriftsteller einen geringschätzenden Blick zu und entgegnete ihm dann:

»Sie können sich glücklich schätzen, daß Sie mit Ihren Stücken Geld verdienen, mein Verehrter; dies verschafft Ihnen und Ihren Werken Verzeihung für so mancherlei.«

»Ich halte Sie für eben so glücklich, mein Theurer,« versetzte Harblay, »da Sie, wie ich gehört habe, unlängst durch Erbschaft in den Besitz von hunderttausend Franken gekommen sind. Ein schönes Stück Geld! ... Wenn Sie dieses Sümmchen anständig durchbringen ... in zwei bis drei Jahren zum Beispiel, so garantire ich Ihnen, daß Sie die Mittel in Händen haben, um während dieser zwei oder drei Jahre der sublimste Dichter der Welt zu seyn!«

II.

Eine rechtschaffene Frau.

Als Paula in ihren Salon trat, war die sie hier erwartende Dame mit dem ostindischen Shawl und dem englischen Schleier eben damit beschäftiget, auf einer Etagère eine Bronzegruppe von Fauchères zu betrachten, die zwar etwas erotischer Art, deßhalb aber nicht minder schön war; sie bestand aus einem Faun und einer Nymphe, welche in einem Kusse ihre Seelen verschmelzen.

Paula war eine große Freundin von Kunstgegenständen.

Bei dem wenn auch sehr leisen Geräusch ihrer Schritte wendete die Dame sich rasch um und erröthete ganz verlegen wie ein junges Mädchen, die ihr erstes Wort der Liebe stammelt; sie schämte sich, daß sie in allzu bewunderndem Anschauen eines Sculpturwerkes betroffen wurde.

Paula hatte beim Eintreten wohl bemerkt, welcher Gegenstand die Aufmerksamkeit der Unbekannten in so hohem Grade fesselte, und mit dem zweiten Blicke, den sie auf die junge Dame mit dem Kaschemirshawl und dem Spitzenschleier warf, als dieselbe sich umwendete, überzeugte sie sich von ihrer Jugend und Schönheit, zu gleicher Zeit aber auch von ihrer Befangenheit.

»Das arme Kind!« dachte Paula, »sie schämt sich, weil ich sie im Anschauen meiner Bronzegruppe versunken finde, welche vielleicht eine glückliche Erinnerung in ihr geweckt hat! Sie ist wahrscheinlich eine vornehme Dame, die auf einem Liebhabertheater spielen will und zu mir kommt, um mich um Rath zu bitten. Ich will sie sogleich beruhigen.«

Und mit dem freundlichsten Tone, als ob sie die Verlegenheit der Unbekannten nicht bemerkt hätte, sagte Paula sich artig verbeugend zu ihr:

»Sie langweilten sich gewiß, Madame, und suchten sich durch flüchtige Betrachtung meiner Nippsachen, die keinen andern Werth haben, als daß es Geschenke von Freunden und Bekannten sind, einstweilen die Zeit zu vertreiben. Entschuldigen Sie, daß ich Sie einen Augenblick habe warten lassen ... aber ich war eben damit beschäftigt, mich anzukleiden. Sie sehen, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie noch im Hauskleide zu empfangen ... auch deßhalb muß ich Sie um Entschuldigung bitten. Sie wünschten mit mir zu sprechen ... haben Sie die Güte Platz zu nehmen ... ich bin zu Ihren Diensten.«

Während Paula diese wenigen Worte sprach, hatte die Röthe, welche das Gesicht der hübschen jungen Dame überzog, hinreichend Zeit gehabt, wieder zu verschwinden, und

als sie sich niedersetzte, war sie vollkommen ruhig und heiter geworden.

Während die beiden Damen so nebeneinander saßen, betrachteten sie sich gegenseitig verstohlen, obgleich sich die eine zum Schein mit ihrem Hutbande, die andere mit ihrer Spitzenmanschette beschäftigte.

Endlich räusperte sich Paula, was ungefähr so viel heißen sollte als: »Ist es Ihnen gefällig? ich höre Sie an.«

Die Fremde gab ihr durch eine leichte Kopfbewegung zu verstehen, daß sie bereit sey zu sprechen, und hob endlich, der Schauspielerin fest ins Gesicht blickend, in entschlossenem Tone an:

»Ich komme zu Ihnen, Madame, um Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.«

»Dacht' ich's doch!« sagte Paula zu sich selbst, »sie wird auf einem Privattheater auftreten wollen, und ich soll ihr sagen, wie sie auf der Bühne die Hände halten muß. — »Eine Gefälligkeit, Madame?« setzte sie laut hinzu; »sprechen Sie, ich erkläre Ihnen im voraus, daß Sie mich zu jedem Dienste bereit finden werden.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Madame, daß Sie mir nicht zu viel versprechen!« erwiederte die Unbekannte mit einem anmuthigen Kopfschütteln.

Paula's Stirn faltete sich ein wenig.

Es lag auf der Hand, daß von einer Unterstützung durch ihre mimischen Talente nicht die Rede war.

Diese Gewißheit verdroß sie ein wenig und machte sie neugierig.

»Erklären Sie sich, Madame,« sagte sie in kürzerem Tone.

»Sogleich, Madame,« entgegnete die junge Dame, der die plötzliche Veränderung in Paula's Stimme und Ge-

sichtszügen nicht entgangen war; »zuvor erlauben Sie mir eine kleine Bitte. Man sagt, daß Sie gutherzig und verständig sind, und ich habe mich durch den ersten Blick sogleich überzeugt, daß man Ihnen nicht schmeichelt. So versprechen Sie mir denn mit Ihrer allbekannten Güte und Einsicht, daß Sie meinen Schritt nicht übel aufnehmen und mich wegen meiner Bitte nicht auslachen wollen.«

Paula blickte der jungen Dame fest in die Augen.

»Darf ich zuvörderst Ihren Namen erfahren?« fragte sie.

»Noch nicht,« antwortete Jene; »dies hieße meine Geschichte von hinten anfangen und sie würde dann kein Interesse mehr für Sie haben.«

»Glauben Sie?«

Paula sann einen Augenblick nach.

Sie glaubte auf der Spur zu seyn und hatte große Lust, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, indem sie durch ein Wort den Schleier des Geheimnisses zerriß, in den die junge Dame sich zu hüllen schien.

»Aber wenn ich mich irrte?« dachte sie dann wieder; »ich will nicht übereilt handeln und lieber ihr Vertrauen zu gewinnen suchen. Es ist jedenfalls besser ich höre sie zuvor an.«

Sie reichte der Unbekannten die Hand.

»Es geschehe so wie Sie es wünschen,« sagte sie. »Ich weiß nicht, ob man Ihnen wirklich erzählt hat, daß ich gutherzig und nicht ganz unverständig sey; aber was Sie mir auch sagen und von mir verlangen mögen, ich verspreche Ihnen, mich so gegen Sie zu zeigen, daß ich mich dieses schmeichelhaften Rufes würdig mache.«

»Ich danke Ihnen, Madame,« entgegnete die junge Dame, indem sie die ihr dargereichte Hand herzlich drückte.

»Ich muß Ihnen zuvörderst meine Verhältnisse mittheilen, dann werde ich Ihnen meine Bitte vortragen.«

»Ich bin verheirathet, Madame, und dies macht mich sehr unglücklich.«

Paula sah die Unbekannte mit einem ironischen Blicke an, und das Lächeln, welches um die Lippen der Letzteren spielte, als sie ihre vertraulichen Mittheilungen so **ex abrupto** begann, berechtigte sie zu diesem Blicke.

»Sehr unglücklich?« wiederholte die Schauspielerin; »das thut mir aufrichtig leid. Aber in wiefern macht es Sie unglücklich, wenn ich fragen darf?«

»Das ist sehr einfach. Mein Mann liebt mich nicht ... und dies wäre noch das Wenigste, denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelte ... aber er benimmt sich höchst unschicklich gegen mich ... zuweilen sogar roh, und darüber beklage ich mich.«

»Ich verstehe Sie,« erwiederte Paula, »er ist wahrscheinlich ein eifersüchtiger Tyrann?«

»Ein Tyrann ist er in der That, eifersüchtig aber ist er nicht. Mein Mann kümmert sich viel zu wenig um mich, als daß er eifersüchtig seyn könnte; dagegen aber kümmert er sich in anderer Beziehung so viel um mich, daß er mich unaufhörlich belästigt und peinigt, kurz, sich mir immer mehr verhaßt macht.«

»Das ist ja ein abscheulicher Mann!... Aber Sie sind doch noch so jung ... seit wann sind Sie denn schon in der Gewalt dieses Unmenschen?«

»Seit einem halben Jahre, Madame.«

»Seit einem halben Jahre?... das ist ja gerade der Zeitraum, während dem sich die Ehemänner aufmerksam

und zuvorkommend gegen ihre Frauen zeigen! ... Dann haben Sie wohl einen Narren geheirathet, Madame?«

»O, etwas viel Schlimmeres als das ... einen Schwachkopf!«

Paula lachte laut auf.

Die schöne Unbekannte stimmte ein.

Es war eine allerliebste Scene! Es fand bereits eine geheime Uebereinstimmung der Gefühle und Ansichten zwischen der Dame mit dem Kaschemirshawl und der Schauspielerin statt; Jene sprang keck über alle Vorurtheile hinweg, um ihren »Tyrannen« anzuklagen; die Andere freute sich im Stillen darüber, daß eine vornehme, verheirathete, rechtschaffene Frau sich vor ihren Augen solchen Evolutionen hingab.

»Ich will Ihnen meinen Mann beschreiben,« fuhr die rechtschaffene Frau fort, als der gemeinschaftliche Ausbruch von Heiterkeit sich einigermaßen gelegt hatte; »vielleicht erkennen Sie ihn an dem Signalement.«

»Ich kenne ihn also?« rief Paula.

»Mein Mann ist lang und schlank und noch sehr jung,« sprach die junge Dame weiter, ohne auf diese Frage zu antworten. »Ob er schön oder häßlich ist, weiß ich nicht, denn es ist mir noch nicht in den Sinn gekommen, ihn genau zu betrachten. Andere Leute aber haben mir versichert, daß er gar nicht übel sey. Als er ledig war, soll er ein wahres Muster von einem guten Unterthan gewesen seyn. Er war Gehilfe bei einem renommirten Advocaten, arbeitete sehr fleißig, hatte keine Liebschaften und trug jeden Sonntag etwas Geld in die Sparcasse.

»Seitdem er zu gleicher Zeit Besitzer einer eigenen Notariatsexpedition und einer Frau geworden ist, das Eine

mit Hilfe meines Vermögens und Unterstützung von Seiten seiner Familie, das Andere durch meinen Vater, der sich freute, daß er mit einem Schlage einen Schwiegersohn und einen Nachfolger in seinem Geschäft bekam, hat sich mein Mann durchaus verändert. Kaum vier Wochen nach unserer Hochzeit kümmerte er sich schon fast gar nicht mehr um sein Geschäft; vier Wochen später betrat er sein Comptoir nur noch höchst selten und lediglich zu dem Zwecke, um sich Geld zu holen. Er bildete sich einen zahlreichen Kreis neuer Freunde und Bekannten, mit denen er alle Tage bei schwelgerischen Gelagen und alle Nächte am Spieltische zubrachte; er knüpfte Liebesverhältnisse an und überschüttete seine Maitressen mit Gold, kurz, er wurde in moralischer wie in physischer Beziehung ein ganz anderer Mensch, und die Umwandlung war keineswegs zu seinem Vortheile. Früher war er ein Schwachkopf und als solcher aus Unwissenheit blöde und schweigsam; jetzt ist er noch ein eben so großer Schwachkopf, aber ein vorlauter, naseweiser Schwachkopf, der Alles zu wissen glaubt und von Allem sprechen will.«

»Ich bin sogleich zu Ende, Madame. Aus Wuth darüber, daß ich mich von ihm entfernte und seine Quälereien und Impertinenzen mit Verachtung bestrafte, setzte er eines Tages seiner glänzenden Metamorphose die Krone auf, indem er mich behandelte ... wie man noch nicht einmal die Frau behandelt, die einen Fehltritt begangen hat . . .

»Er zwang mich, den Umgang mit meinen Freundinnen und Bekannten abzubrechen ... er erlaubte mir nicht mehr in Gesellschaften zu gehen und er verbat sich sogar die Besuche meiner intimsten Freundinnen.

»Gestern endlich ... gestern . . .«

Hier veränderte die junge Frau ihre Stimme, und

ihre Augen, welche bis jetzt von Sarkasmus gefunkelt hatten, wurden durch Thränen verschleiert.

»Nun gestern?« fragte Paula mit gespannter Neugierde.

»Gestern erfrechte er sich in einer Aufwallung von Jähzorn, mir zu drohen .. er wagte es, die Hand nach mir zu erheben!«

Paula sprang wie eine verwundete Tiegerin vom Divan empor.

»Wie?« rief sie aus, »er hat Sie schlagen wollen? Sie, ein Kind? . . . O, Madame, Sie erzählen mir ja ein förmliches Drama? . . . Und wie es scheint kenne ich den Verräther? . . . Seinen Namen! wie heißt der Bube! sagen Sie ihn mir auf der Stelle!«

Die Thränen der jungen Dame hatten schon wieder einem heiteren Lächeln Platz gemacht; sie ahnte den Eindruck, den der Name ihres Gatten auf die Schauspielerin machen würde.

»Ich heiße Madame Becquet,« antwortete sie.

Paula warf sich, starr vor Erstaunen, wieder auf das Sopha nieder.

Hortensia Becquet aber lächelte noch immer.

»Wie?« rief Paula, »Sie sind Madame Becquet, und Sie wollen mich . . .«

»Ich wollte Sie bitten, mir meinen Mann ganz abzunehmen, da er mich nun einmal nicht leiden kann und Sie dagegen mit Leidenschaft liebt, wie er mir gestern selbst versichert hat, indem er mir sagte, daß ein Mann nur Theaterdamen lieben dürfe.«

Das war zu arg. Paula mußte wieder aufstehen.

Sie hatte in ihrem Leben schon sonderbare und merkwürdige Erfahrungen gemacht, aber so etwas war ihr noch

nicht vorgekommen. Eine rechtschaffene Frau, und zwar eine rechtschaffene Frau von kaum achtzehn Jahren, kam wegen häuslichen Unfriedens zu einer Geliebten ihres Gatten, zu einer Nebenbuhlerin, um sie zu bitten, sie möge ihr ihren Mann ganz abnehmen!

Hortensi^ betrachtete die Schauspielerin und sie freute sich über ihren Triumph. Sie hatte eine Dame in Erstaunen gesetzt, die eigentlich in Folge ihres Standes sowohl wie aus Gewohnheit über nichts hätte erstaunen sollen.

»Nun, Madame,« hob sie wieder an, »Sie antworten mir nicht; Sie schlagen mir meine Bitte ab?«

Paula brach abermals in ein lautes Gelächter aus, und dies war das Beste was sie thun konnte.

Dann kniete sie vertraulich vor Hortensia nieder, stützte die Ellbogen auf ihren Schooß, um sie bequemer betrachten zu können, und sagte:

»Mein liebes Kind, Sie werden mit der Zeit eine von den weiblichen Celebritäten der französischen Hauptstadt werden; denken Sie daran, daß ich es Ihnen prophezeit habe. Ehe ich Ihnen aber antworte, muß ich Sie noch um etwas fragen: Lieben Sie Jemanden?«

So geübt und erfahren auch Paula in der Pysiognomik war, sie bemerkte den Blitz nicht, der aus Hortensiens Augen schoß, als sie im heitersten Tone das Wort »Nein« hervorstieß.

»Nicht?« versetzte Paula. »Nun, Sie werden es mir nicht übel nehmen, meine Theure, wenn ich Ihnen Ihren Gatten nicht »ganz abnehme,« weil er nach der Schilderung, die Sie mir eben von ihm entworfen haben, ein einfältiger Schwachkopf ist. Die Einfältigen und Schwachköpfe sind mir in den Tod zuwider, und überdies sind die Ver-

hältnisse Ihres Gatten keineswegs von der Art, daß er im Stande wäre, seinen Verkehr mit den Theaterdamen lange fortzusetzen ... das sage ich Ihnen hiermit, im Falle Sie es noch nicht wissen sollten. Aber ich will Ihnen ein Mittel an die Hand geben, mit dessen Hilfe Sie sich seiner entledigen können, und dafür verlange ich keinen andern Lohn von Ihnen, als daß Sie mich ein wenig lieben und es mir überlassen, Sie glücklich zu machen.

»Ich habe meine Pläne mit Ihnen. Sie sind nicht dazu geschaffen, mit trocknen Advocaten zu leben, selbst wenn diese es sich nicht erlaubten, Sie ein wenig zu schlagen . . .

»Gefällt Ihnen mein Vorschlag? . . .

»Sie haben den Muth gehabt, sich über die gewöhnlichen Vorurtheile der Welt hinwegzusetzen und die Frau, die Ihnen allein helfen konnte, um ihren Beistand zu bitten . . . werden Sie nun auch den Muth haben, dieser Frau, die Ihnen ihren Rath und ihre Dienste für die Zukunft anbietet, unbedingtes Vertrauen zu schenken? . . . Mit einem Worte, wollen Sie mich zur Freundin annehmen, obgleich ich nur eine Schauspielerin bin?«

Hortensia besann sich nicht einen Augenblick und fiel Paula um den Hals.

Und Paula drückte mit Freuden ihre Lippen auf die fast noch jungfräuliche Stirn ihrer neuen Bekannten.

Der Würfel war gefallen. Es war zwischen der rechtschaffenen Frau und der Theaterdame ein Pact geschlossen.

»Zwischen einem Engel und einem Teufel!« würden manche ehrbare Bürger ausgerufen haben, wenn sie diese Scene mit angesehen hätten.

Ach! wodurch unterscheidet sich der Teufel von dem Engel? wißt Ihr das, Ihr ehrbaren Bürger?

Der Unterschied liegt darin, daß der Teufel kein Herz hat. Gott hat es ihm genommen, um ihn zu bestrafen, und er vermag nicht mehr zu lieben.

Der Engel dagegen hat ein Herz, ein weiches, fühlendes Herz, das regelmäßig in seiner Brust schlägt.

Wohlan, wir werden später sehen, welche von diesen beiden Frauen der Engel und welche der Teufel war!

III.

Eine Liebe im Dachstübchen.

Die blasse Maisonne, die von den Parisern, für welche der Frühling seit einigen Jahren nur noch eine Mythe ist, so sehnlichst herbeigewünscht und so freudig begrüßt wird, war zum zwanzigsten Male in diesem Monate am Abendhimmel hinabgesunken; das Dunkel der Nacht begann sich über der Hauptstadt zu lagern; die Temperatur wurde frischer und die Sterne zeigten sich nach und nach an dem heiteren Firmamente.

Es war noch nicht dunkel, aber auch nicht mehr Tag. Es war die Stunde, zu der es in dieser Jahreszeit so angenehm ist, unter den blühenden Kastanienbäumen im Tuileriengarten zu lustwandeln, oder noch besser, auf dem Lande im grünenden Walde, der vom Dufte der Maiblümchen und Veilchen erfüllt ist, umherzustreichen.

Woran dachte Hortensia, als sie, einige Tage nach ihrem Besuch bei Paula Marcel, um diese Zeit in ihrem

Schlafzimmer am Fenster stand, die Hände gefaltet und die Ellbogen auf das Fensterbret gestützt?

Ich will aufrichtig seyn und unserer hübschen Advocatenfrau keine poetischen Frühlingsgedanken andichten, die sie in der That nicht hatte.

Für den Augenblick dachte Hortensia weder an die Sonne, noch an die Sterne, noch an die Kastanienbäume der Tuilerien, noch an die Veilchen im Walde . . .

Ihr Blick und ihre Gedanken waren einfach auf ein Dachfenster etwa zwölf Ellen über ihr auf der anderen Seite der Rue-de-Hauteville gerichtet, in welcher Straße sie wohnte.

Und dieses Dachfenster betrachtete Hortensia bereits seit ungefähr zehn Minuten.

Das Fenster blieb indessen noch immer fest verschlossen.

Aber es gibt Tage, an denen man mehr als an anderen zur Geduld geneigt ist. Einen solchen Tag mußte Hortensia gerade haben.

Noch wenige Minuten und die Viertelstunde ihres Harrens war voll.

Ihre Geduld begann sich jedoch nach und nach zu erschöpfen und ihr Gesicht nahm bereits einen unverkennbaren Ausdruck von Verdruß an.

Endlich that sich das Dachfenster auf und ein männlicher Kopf erschien in demselben.

In der Abenddämmerung konnte man nicht genau unterscheiden, ob dieser Kopf schön oder häßlich war.

Soviel ließ sich jedoch an den üppigen schwarzen Haaren, welche das Gesicht umrahmten, mit ziemlicher Gewißheit erkennen, daß es einem jungen Mann angehörte.

Kaum hatte sich dieser Kopf an dem Dachfenster ge-

zeigt, so senkte Hortensia den Blick auf die Straße hinunter und ihr Gesicht nahm einen schwermüthigen, schmachtenden Ausdruck an, der die Schönheit desselben durchaus nicht beeinträchtigte, sondern eher noch erhöhte.

So blieb sie einen Augenblick anscheinend in Gedanken versunken, als ob sie die ganze Welt und sich selbst vergessen hätte.

Ihre Wangen waren auffallend blaß.

Es ist eine notorisch erwiesene Thatsache, daß manche Frauen nach Willkür erröthen und erbleichen können.

Während dem lehnte sich der besagte Kopf, dessen Erscheinen Hortensia seit einer Viertelstunde mit Ungeduld erwartet hatte, so weit über das Dach herab, daß Jeder, der es mit ansah, schon vom Schwindel ergriffen werden mußte, und warf einen zugleich bittenden und feurigen Blick herab.

Jetzt ent chloß sich Hortensia, ihre sinnende Stellung aufzugeben.

Es war die höchste Zeit für den Kopf am Dachfenster, denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Körper, dem derselbe angehörte, ihm bald nachgefolgt und auf die Straße hinuntergestürzt seyn.

Hortensia erkannte die Gefahr und stieß unwillkürlich einen leisen Angstschrei aus, während sie zu gleicher Zeit mit der Hand winkte, als wollte sie sagen: »Ziehen Sie sich zurück! um des Himmels willen!«

Der junge Mann gehorchte lächelnd.

Jetzt zog Hortensia ein Billet aus ihrem Busen.

Der männliche Kopf wurde starr und unbeweglich und seine Augen hefteten sich noch fester auf die junge Frau.

Hortensia verbarg das Billet wieder an dem Orte, woher sie es genommen hatte.

Dann zog sie einen Stuhl herbei, kniete darauf, wie man es in der Kirche zu thun pflegt, und berührte mit ihren zarten Fingerspitzen die rosigen Lippen, wobei sie leise das Wort flüsterte:

»Morgen!«

Nachdem sie dann noch einen Blick des Abschiedes nach dem Dachfenster geworfen hatte, das man in der zunehmenden Dunkelheit kaum noch erkennen konnte, zog sie sich zurück und verschloß das Fenster, ohne den Wonneseufzer zu hören, den der Wind, welcher ihr »Morgen!« entführt hatte, wie vom Himmel herab an ihr Ohr trug.

Sie hatte sich für den Augenblick mit etwas viel Ernsterem zu beschäftigen.

Im Leben einer anständigen Frau hat Alles seine gewisse Zeit.

Als Hortensia ihr Fenster schloß, trat ein Kammermädchen in ihr Schlafzimmer, stellte Lichter auf den Tisch und sagte:

»Der Herr Doctor ist hier, Madame.«

»Der Doctor?« wiederholte Hortensia; »wartet er schon lange?«

»Nein, er ist eben erst angekommen.«

»Gut, laß ihn eintreten.«

Während sie hierauf vor dem Spiegel ihre durch die feuchte Abendluft ein wenig schlaff gewordenen Locken wieder in Ordnung brachte, sprach sie vor sich hin:

»Er ist pünktlich! das freut mich!«

»Madame,« sagte eine männliche Stimme, »ich habe die Ehre Ihnen einen guten Abend zu wünschen.«

Hortensia saß schon in einem bequemen Lehnstuhle neben einem Tische, auf dem eine Lampe stand.

Als sie die wohlbekannte Stimme vernahm, wendete sie sich mit einer erzwungenen Anstrengung um und sagte mit schmachtendem Tone:

»Ah, guten Abend, lieber Doctor.«

Edmund Defresne, so hieß der Arzt, war einige dreißig Jahre alt, von elegantem Wuchse und sehr angenehmen Aeußeren. Er hatte edle und regelmäßige Gesichtszüge und besonders ein Paar wunderschöne Augen, welche von Geist und Intelligenz strahlten.

Er war langsam näher gekommen und sagte lächelnd mit einer Verbeugung:

»Wir sind also unwohl, Madame?«

Hortensia reichte ihm die Hand.

»Ach ja, sehr unwohl!« erwiederte sie mit erstickter Stimme. »Untersuchen Sie meinen Puls, lieber Doctor, ich bin überzeugt, daß ich ein heftiges Fieber habe.«

Defresne nahm die dargereichte Hand und sagte nach einem Augenblicke immer noch lächelnd:

»Sie haben keine Spur von Fieber!«

Hortensia machte ein verdrießliches Gesicht; sie hatte das Lächeln des Arztes bemerkt.

»Nun, dann habe ich etwas Anderes!« rief sie in unmuthigem Tone. »Soviel ist gewiß, daß ich seit einigen Tagen entsetzlich leide. Warum lachen Sie darüber, Doctor? . . . Sie glauben es wahrscheinlich nicht, daß ich krank bin . . . Sie denken vielleicht, daß ich Ihnen eine Unwahrheit sage? . . . Ja, ich weiß schon, Ihr Herren Aerzte glaubt nur das was Ihr seht, nicht so?«

»Wir haben allerdings von Natur einige Aehnlichkeit mit dem Apostel Thomas . . . wir sind in der That etwas ungläubig. Indessen, . . . wenn Sie mir versichern, daß

Sie sich nicht wohl fühlen . . . Also was empfinden Sie? . . . sitzt das Uebel hier? . . . oder hier? . . .«

Mit diesen Worten zeigte Defresne zuerst auf den Kopf, dann auf die Brust der jungen Frau.

Ich weiß nicht, was Hortensien bei der letzten Geberde des jungen Arztes durch den Sinn fuhr; jedenfalls aber ist soviel gewiß, daß sie erröthete, während sie ihren Armstuhl zurückschob und ausrief:

»O, Herr Doctor!«

Hierauf duckte sie sich zusammen wie eine Katze, die man in verkehrter Richtung gestreichelt hat.

Defresne war anfangs ziemlich erstaunt über diese Bewegung und diesen Ausruf; dann regte sich sein Unwille über den Vorwurf, der in letzterem zu liegen schien, er stand auf und sagte in dem Tone eines sich verletzt fühlenden rechtschaffenen Mannes:

»Ich verstehe Sie nicht, Madame . . . es war durchaus nicht meine Absicht, Sie im entferntesten zu beleidigen, und ich muß mich wundern . . .«

Er konnte nicht ausreden, denn Hortensia unterbrach ihn mit einem schallenden Gelächter, als sie das verlegene Gesicht des guten Doctors bemerkte.

Jetzt errieth er, daß sie nur die Cokette hatte gegen ihn spielen wollen, auf die Gefahr hin, nicht zu wissen was sie thun sollte, im Fall es ihm etwa beliebt hätte, diese Coketterie für bare Münze zu nehmen.

Defresne wurde ernst. Der junge Mann besaß einen offenen, freimüthigen Charakter und ließ nicht gern eitlen Scherz mit sich treiben, selbst wenn dieser nichts weiter bezweckte, als eine hübsche Frau einen Augenblick zu zerstreuen.

»Madame,« sagte er, sich verbeugend, »ich glaube wirklich, daß eine Verlängerung meines Besuches unnöthig ist. Sie sind viel zu heiter, als daß Sie sich im mindesten unpäßlich fühlen könnten. Erlauben Sie daher, daß ich mich Ihnen empfehle.«

Mit diesen Worten nahm er schon seinen Hut.

»O! ich bitte, lieber Doctor, sprechen Sie nicht so!« rief Hortensia, indem sie rasch aufstand und ihn zurückhielt. »Ich gestehe ein, daß ich unrecht gehandelt habe . . . aber wenn ich Sie beleidigt haben sollte, so ist es ohne meinen Willen geschehen, und ich bitte Sie deßhalb um Verzeihung.«

Solchen Worten konnte der junge Arzt nicht widerstehen, um so weniger als Hortensia, welche eben so leicht weinen als erröthen oder erbleichen konnte, dieselben mit einer wohlberechneten Rührung ausgesprochen hatte.

Defresne setzte sich nieder.

»Nein, ich bin nicht krank, wenigstens nicht körperlich,« sprach Hortensia, die sich freute, daß sie ihren Zweck erreicht hatte; »aber sind die Leiden des Herzens nicht eben so wichtig als die des Körpers?«

»Das läugne ich durchaus nicht,« antwortete Defresne, »allein uns're Wissenschaft vermag nichts gegen derartige Leiden.«

»Die Wissenschaft des Arztes allerdings wohl nicht, aber die Erfahrung des Freundes?...«

Defresne betrachtete Hortensia mit einem argwöhnischen Erstaunen; die ganze Scene war wohl geeignet, ihn stutzig zu machen.

»Allerdings, Madame,« sagte er, »ein Freund kann wohl zuweilen einen zweckmäßigen Rath geben . . . aber . . .«

»Aber Sie glauben auf den Titel eines Freundes noch

keinen Anspruch zu haben, weil Sie mich erst seit vier Monaten kennen und vielleicht auch, weil Sie sich für zu jung dazu halten, nicht wahr?... Bitte, mein lieber Doctor, beweisen Sie mir, daß Sie mein kindisches Benehmen von vorhin vergessen haben. Sehen Sie, wir Frauen haben zuweilen so wunderliche Einfälle ... Als ich vorhin Ihre Hand auf meiner Brust fühlte ... Mein Gott, wenn Sie auch Aerzte sind, so bleiben Sie deßhalb doch immer Männer, und sagen Sie mir einmal aufrichtig, begegnet es Ihnen nicht zuweilen, wenn auch nur selten und außerhalb Ihrer Berufsgeschäfte, daß Sie einmal ... bei vorkommender Gelegenheit ... ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll ...«

»Daß wir über die Natur die Kunst vergessen, wollen Sie sagen, nicht wahr?« versetzte Defresne, den das Geschwätz der hübschen Cokette unwillkürlich zu amüsiren begann.

»Ja, so meinte ich es ... Nun?«

»Nein, Madame, dies kann uns nicht begegnen ... erstens schon aus gewissenhaftem Pflichtgefühl und aus Gewohnheit nicht ... und dann auch, besonders in meinen Jahren, aus Achtung gegen andere Personen ... an die wir überall denken ... ohne daß wir es oft wollen ... und trotz des Zufalls.«

»Ja, ja, ich verstehe Sie,« entgegnete Hortensia, indem sie den Blick zu ihrem Arzte erhob und ihn forschend ansah; »wenn Sie lieben, so bleiben Sie Ihrer Geliebten gern treu ... selbst in der Ausübung Ihrer Berufspflichten?«

Defresne lächelte.

»Das ist schön, das ist lobenswerth!« fuhr Hortensia, welche ernster zu werden begann, fort. »Es gibt also

wirklich treue Männer, lieber Doctor? . . . Es ist mir versichert worden, daß ein solches Wunderding gar nicht existire.«

»Es kommt vielleicht nur unter den Aerzten vor, Madame.«

»Ah so!« rief Hortensia, während sie den jungen Mann aufs neue scharf ansah.

Jeder Andere, der weniger kaltblütig und dessen Herz weniger von einem geliebten Bilde erfüllt gewesen wäre, würde bei diesem neugierigen und zugleich feurigen Blicke gewiß ein wenig verlegen geworden seyn. Doch es war nur ein Blitz.

Hortensia nahm sogleich ihre gesetzte Miene wieder an, denn sie sah wohl ein, daß es, wenigstens für den Augenblick, die einzige war, die sie sich ihrem hübschen Arzte gegenüber erlauben durfte. Was die Zukunft brachte, konnte man noch nicht wissen.

»Aber sagen Sie mir, lieber Doctor,« hob sie wieder an, »wenn Sie nun lieben, wenn Sie auch noch jung sind und wenn Sie mich auch erst kurze Zeit kennen, sollten Sie demungeachtet nicht meine Freundschaft annehmen und mir dafür die guten Rathschläge geben können, die ich von Ihrem Herzen erbitten will? Dieses Anerbieten und diese Bitte werden Ihnen wahrscheinlich sonderbar vorkommen . . . aber wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin! . . . ich lache zuweilen ohne selbst zu wissen warum, und Sie müssen mich deßhalb entschuldigen . . . ich habe ja nur zu oft Ursache zu weinen! . . .«

Während Hortensia diese letzten Worte sprach, perlten zwei Thränen an ihren Wimpern.

Defresne näherte sich ihr.

Ein Mann, mag er auch noch so erfahren seyn, wird sich durch die ersten Thränen einer Frau stets erweichen lassen.

»Wenn sie wirklich unglücklich ist,« dachte er bei sich, »und es liegt in meiner Macht, ihr zu helfen, warum sollte ich sie denn nicht wenigstens anhören?«

Während dieses Monologs des jungen Arztes warf Hortensia einen Blick auf die Stutzuhr und sagte zu sich selbst:

»In einer halben Stunde kommt mein Mann . . . ich muß also den Doctor noch eine halbe Stunde bei mir zurückzuhalten suchen!«

IV.

Der Arzt seiner Frau.

»Wohlan, Madame,« sagte Defresne, der die hochherzige Schwachheit beging, die Thränen einer Frau, die kein Herz hatte und eben so leicht weinte als sang, für aufrichtig zu halten, »wenn Sie Kummer haben und mich für würdig halten, mir denselben anzuvertrauen und Sie vielleicht sogar zu trösten, so sprechen Sie, ich höre Sie an. Sie sind jung, reich und schön . . . aber ich weiß sehr wohl, daß eine Frau trotz dieser drei herrlichen Gaben des Himmels sich unglücklich fühlen und noch etwas Anderes zu wünschen übrig haben kann . . .«

Bei diesen Worten entschlüpfte dem jungen Arzte ein leiser Seufzer.

»Erzählen Sie mir Ihren Kummer, Madame, und wenn es in meiner Macht steht, ihn zu lindern, so gebe

ich Ihnen mein Wort darauf, daß ich es thun werde. Wenn ich dann so glücklich gewesen bin, Ihnen zu nützen, werde ich vielleicht auch Sie bitten, mich wenn nicht durch Ihren Rath, doch wenigstens durch Ihr Gebet zu unterstützen.«

Hortensia ließ ihre Hand in die des jungen Mannes fallen.

Er erwartete, daß sie sprechen solle.

Aber während Defresne sprach, hatte Hortensia, die, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, eine denkende Frau war, im Stillen überlegt, daß sie die ihr noch zu Verfügung stehende halbe Stunde bis zu einem gewissen mit Ungeduld erwarteten Augenblicke viel angenehmer hinbringen konnte, wenn sie sich, anstatt ihm ihre kleinen Leiden zu erzählen, seine Liebesangelegenheiten von ihm erzählen ließ.

Erstens hatte dies für sie den großen Reiz der Neuheit, und zweitens wußte sie eigentlich selbst nicht recht, was sie ihrem improvisirten Freunde hätte erzählen sollen.

Der Grund, warum Hortensia wünschte, daß ihr Gatte bei seiner Ankunft den jungen Arzt bei ihr fand, wird sich sehr bald von selbst ergeben.

»Sie sind zu gütig und freundlich, mein lieber Doctor,« entgegnete sie mit liebenswürdiger Herzlichkeit, »und ich danke Ihnen tausendmal dafür. Aber Sie müssen Nachsicht mit mir haben, denn Sie werden gewiß selbst schon die Erfahrung gemacht haben, daß es zu gewissen Zeiten besonders schmerzhaft ist, wenn eine Wunde berührt wird. Jetzt, da ich an Ihre Freundschaft appelliren will, um die ich Sie so eben gebeten habe, um Trost in meinen Leiden von Ihnen zu erbitten, bin ich wieder unschlüssig und

ängstlich . . . Bleiben Sie in Ihrer Güte nicht auf halbem Wege stehen.

»Sie haben mir vorhin gesagt, daß Sie meines Gebets bedürften . . . so erzählen Sie mir denn zuerst, was ich von Gott zu Ihrem Glücke erbitten soll. Dann will auch ich Ihnen mittheilen, was ich zu meiner Beruhigung von Ihnen erwarte.«

Es ist nicht schwer zu errathen, daß das was Defresne seiner »Freundin« zu erzählen hatte, eine Liebesgeschichte war.

Wie alle Liebenden war auch er sogleich bereit, sein Herz auszuschütten, als das Capitel seiner Freuden oder Leiden in Anregung gebracht war.

Es mißfiel demnach unserem jungen Arzte durchaus nicht, das Vertrauen, welches Hortensia ihm so unerwartet angeboten hatte, zu erwiedern, und übrigens versüßte sie ihre Laune durch gar zu liebenswürdige Schmeicheleien und freundliche Blicke.

»Aber meine Geschichte wird Sie vielleicht langweilen, Madame,« sagte er, noch ein wenig zaudernd.

»Langweilen?« versetzte Hortensia im Tone sanften Vorwurfs. »Wie können Sie so etwas denken! . . . Also wollen Sie mir Ihre Liebesgeschichte erzählen? . . . ja? . . .«

»Nun, da Sie es wünschen, soll es geschehen . . . das heißt unter der Bedingung, daß Sie mir erlauben, Ihnen vor der Hand die Namen der betreffenden Personen zu verschweigen.«

»Dies stelle ich Ihnen anheim. Es sind also mehre Personen dabei betheiligt?«

»Allerdings . . . Zuerst sie, dann ihre Mutter, und dann . . . der Mann, den sie heirathen soll . . .«

»Wie? sie will sich verheirathen?«

»Ich habe nicht gesagt, daß sie sich verheirathen will, sondern soll.«

»Ich verstehe . . . Sie hoffen diese Verbindung zu verhindern, weil Sie eben so von ihr geliebt werden, wie sie von Ihnen, nicht wahr?«

»Ich hoffe es.«

»Und die Mutter ist Ihnen hinderlich? sie will ihrer Tochter einen anderen Gatten aufdringen?«

»Nein, ich glaube im Gegentheil, daß ich morgen ein glücklicher Gatte werden würde, wenn es von dieser vortrefflichen Frau abhinge.«

»Dann hat wohl der andere Freier begründete Rechte auf das junge Mädchen?«

»Allerdings . . . ein Versprechen, welches ihm gegeben worden ist, ehe ich sie kennen lernte.«

»Dann ist die Sache in der That bedenklich. Ist das junge Mädchen reich?«

»Sie hat von ihrem verstorbenen Vater vierzigtausend Franken Rente geerbt, und von ihrer Mutter hat sie einst eben so viel zu erwarten.«

»Ein schönes Vermögen! Wer ist ihr Verlobter?«

»Ein Börsenspeculant . . . ein Bankier . . . einer von den Leuten, die heute ungeheuer reich seyn und morgen an den Bettelstab kommen können.«

Hortensia schüttelte wehmüthig den Kopf.

»Sie armer Mann!« sagte sie dann.

»Ja, Madame, ich bin in der That zu bedauern. Ich kämpfe mit meinen schwachen Kräften gegen eine mir überlegene Macht . . . aber ich hoffe doch noch zu siegen, wie ich Ihnen schon gesagt habe, denn sie liebt mich! . . . Und auch ich liebe sie mit wahrer Leidenschaft und meine Liebe

kann ihr noch, abgesehen von meinem Herzen, das ich ihr ganz geweiht habe, von großem Nutzen seyn, ohne daß sie es ahnt, das liebe Kind.«

Hortensia rückte näher zu Defresne.

»Erklären Sie sich deutlicher, lieber Doctor,« sagte sie; »wahrhaftig, Sie reizen meine Neugierde in hohem Grade! . . . Lassen Sie hören, wie haben Sie ihre Bekanntschaft gemacht?«

Defresne sammelte sich einen Augenblick. Wenn man wirklich liebt, öffnet man das Buch seiner Liebe einem fremden Blicke nicht ohne einige Besorgniß.

»Es sind ungefähr sechs Monate her,« hob er endlich an, »und ich befand mich seit ungefähr acht Tagen in Montmorency bei einem Freunde, der mich eingeladen hatte, die wenigen freien Tage, welche wir Aerzte uns zuweilen zum Nachtheile unserer Kunden . . . und zuweilen auch zu unserem eigenen Nachtheile, dann und wann gestatten, auf seinem Landsitze zuzubringen.

»Jede Arbeit hat ihre Grenzen und wir sehnen uns eben so gut darnach wie der Kaufmann, der Handwerker oder der Künstler, von Zeit zu Zeit einmal ein wenig auszuruhen, damit wir unsere Kräfte stärken und erneuern können. Und obgleich wir als kalte, gefühllose Skeptiker verschrien sind, so dürfen Sie mir doch glauben, Madame, wenn ich Ihnen sage, daß es für uns sehr wohlthuend ist, uns dann und wann einmal von den ewigen Leidens- und Jammerscenen zu entfernen, die wir täglich und stündlich mit ansehen müssen und die wir nur zu oft beim besten Willen nicht schnell genug abkürzen oder lindern können.

»Also ich spielte seit etwa acht Tagen in Montmorency den Rentier. Montmorency ist nebenbei ein allerliebstes

Dörfchen, dem bald nichts weiter mehr fehlen wird, um diesen Namen zu verdienen, als Felder und Landleute.

»Eines Abends um fünf Uhr kehrte ich von einer Jagdpartie ins Haus meines Freundes zurück, wo man nur noch mich erwartete, um zur Tafel zu gehen.

»Als wir im Speisesaale Platz nahmen, trat eine Frau, eine bejahrte fremde Dienerin, hastig ein.

»Sie war leichenblaß, obgleich sie mit der ganzen Schnelligkeit ihrer sechzigjährigen Beine herbeigelaufen war.

»Verzeihen Sie, entschuldigen Sie, meine Herren und Damen, wenn ich Sie störe!« rief sie aus; »aber es ist mir gesagt worden, daß ein Arzt unter Ihnen sey . . . das sind Sie jedenfalls, mein Herr, nicht wahr?«

»Der Scharfblick der guten Frau hatte sich nicht geirrt. Wir waren unser vier Männer bei Tische, und sie hatte mich augenblicklich als den Arzt erkannt, ohne mich je gesehen zu haben.

»Ich bin in der That Arzt,« antwortete ich aufstehend; »bedürfen Sie meines Beistandes?«

»Ja wohl, ja wohl!« rief die Frau mit Lebhaftigkeit; »ich wollte Sie bitten, sogleich mit mir zu kommen . . . zu einer jungen Dame, die Ihrer Hilfe bedarf. Es ist unser Fräulein, die sehr, sehr krank ist! Wir wohnen übrigens hier ganz in der Nähe . . . in der Rue-Gretry . . . es ist kaum eine Minute Wegs. Es thut mir unendlich leid, daß ich Sie gerade beim Mittagessen störe, aber unser Fräulein ist sehr krank, und Madame wird Ihnen außerordentlich dankbar dafür seyn, wenn Sie augenblicklich mit mir kommen.«

»Ich sagte meinem Freunde und seiner Familie, daß

sie ohne mich speisen möchten, und eilte der alten Dienerin nach, welche das Zimmer schon verlassen hatte.

»Sie lief vor mir her und wendete sich von Zeit zu Zeit um, um zu sehen, ob ich ihr auch folgte, und ich muß gestehen, daß ich ihr mit dem besten Willen kaum nachkommen konnte.

»Endlich erreichten wir eines der elegantesten Landhäuser der Rue-Gretry.

»Meine Führerin öffnete ein Gitterthor, wir gingen durch einen englischen Garten, der äußerst geschmackvoll angelegt war und in welchem die kostbarsten und seltensten Blumen prangten.

»Dann stiegen wir den Perron hinauf, ich trat in ein Vorzimmer und aus diesem in einen Salon . . .

»Hier blieb ich wie geblendet und von staunender Bewunderung ergriffen unbeweglich stehen . . . denn ich erblickte ein bezaubernd schönes Mädchen, die allerdings ein wenig blaß aussah und sehr leidend zu seyn schien. Sie lag mit geschlossenen Augen in den Armen ihrer Mutter, wie eine gebeugte Lilie, die eine Stütze sucht.

»Aber trotz ihrer Blässe war sie wunderschön. Die geschlossenen Augen wurden von langen seidenen Wimpern beschattet, die von der Krankheit ein wenig spitz gewordene Nase war von tadelloser Form und der rosige Mund von classischer Feinheit. Und über dieses entzückende Ganze war ein Ausdruck himmlischer Güte gebreitet.

»Ich habe Ihnen vorhin gesagt, Madame, daß ich einen Engel liebe . . . Und in der That, als ich sie das erste Mal sah, war es mir wirklich, als ob ich vor einem überirdischen Wesen stünde.

»Aber ach! es war ein Engel, dem Gott nur des-

halb gestattet hatte, auf die Erde herabzusteigen, um hier denen, die ihn lieben sollten, zu lehren, was ein ewiger Schmerz ist!«

Defresne hielt inne; ein peinliches Gefühl schien ihn zu Boden zu drücken.

Hortensia ergriff seine Hand . . . Er aber bemerkte diese Regung aufrichtiger Theilnahme von Seiten der jungen Frau nicht. Mit starrem Blicke und düster gefalteter Stirn schien er ganz von einem Gedanken beherrscht zu seyn, den die Erinnerung an das Mädchen, für die er mit Freuden sein Leben hingegeben haben würde, in ihm geweckt hatte.

»Fahren Sie fort, lieber Freund,« sagte Hortensia mit sanfter Stimme.

»Verzeihen Sie, Madame, entschuldigen Sie mich,« entgegnete Defresne, den diese Worte seinem schmerzlichen Nachsinnen entrissen; »ich fahre fort . . .«

Aber als ob er vor Allem dem Gedanken Worte geben wollte, der ihn noch nicht verlassen hatte, rief er mit energischer Lebhaftigkeit aus:

»Aber ich werde sie retten! . . . sie soll leben und wird leben!«

»Ja, sie wird nicht sterben, zweifeln Sie nicht daran,« versetzte Hortensia. »Sie ist ja jung und schön; warum sollte sie also nicht am Leben bleiben, um glücklich zu werden?«

»Warum?« flüsterte Defresne in wehmüthigem Tone; »warum? . . .«

Während er dies sagte, hatte er sich Hortensien noch mehr genähert.

Er dachte gar nicht mehr daran, daß er sich bei einer

achtzehnjährigen Frau befand, deren Knie die seinigen berührten und deren Hände die seinigen drückten . . .

Er erzählte die Geschichte seiner Liebe und seines Kummers, und er wollte auch seine Hoffnungen erzählen . . . dies war für jetzt sein einziger Gedanke.

Zu Hortensiens Ehre müssen wir es sagen, daß auch in ihr die Cokette verschwunden war; sie war nur noch eine Frau, welche eine unermeßliche Liebe zu würdigen weiß, die aufrichtige Freundin, welche die Thränen eines wahren und tiefen Schmerzes bemerkt und versteht.

Edmund Defresne öffnete den Mund, um in seiner Erzählung fortzufahren.

Plötzlich ließ sich ein lautes Geräusch vernehmen. Es glich einer zornigen Männerstimme, und mit den tobenden Scheltworten vermischte sich der Lärm umgeworfener Möbeln und das Geklirr zerbrechender Porzellangeschirre.

Edmund sah Hortensien ganz erstaunt an.

Sie hatte die Farbe verändert, war aber noch immer ruhig und heiter.

»Was ist das?« fragte der junge Arzt.

»Es ist mein Mann,« antwortete Hortensia mit der größten Ruhe. »Er will mich abholen, um mit mir in Gesellschaft zu gehen und aus Aerger darüber, daß man ihm auf meinen Befehl gesagt hat, ich sey in meinem Zimmer und wolle nicht ausgehen, zerschlägt er Alles was ihm unter die Hände kommt.«

»Aber Madame,« erwiederte er ziemlich verlegen, wie er sich zwischen der so ruhigen Frau und ihrem allem Anscheine nach jähzornigen Gatten benehmen sollte, »es wäre in diesem Falle wohl gut . . .«

»Sie meinen, daß ich ihm entgegeneilen soll, um ihn

zu verhindern, daß er Alles im Hause zertrümmert? . . . O, wegen einer solchen Kleinigkeit gehe ich wahrhaftig keinen Schritt! . . . Wenn er zu mir hereinkommen will, steht es ihm frei . . . und er wird bald kommen, darauf können Sie sich verlassen. Ja, mein lieber Doctor, ich habe einen äußerst liebenswürdigen Gatten . . . denn Sie kennen ihn noch so gut wie gar nicht, da Sie meines Wissens erst ein paarmal mit ihm gesprochen haben. Nun, Sie werden ihn bald in seinem vollen Glanze sehen.«

Kaum hatte Hortensia diese Worte ausgesprochen, so erschien Prosper Becquet auf der Schwelle, und zwar ganz so wie sie ihn erwartet hatte und wie sie ihn zum Zeugen haben wollte.

Er kam von einer Tischgesellschaft und war wie immer in solchen Fällen stark berauscht.

Sein Hut saß auf dem einen Ohre, sein Blick war gläsern und zugleich insolent, seine Knie schwankten und beide Hände ruhten in den Taschen seines Beinkleides.

Kurz, er glich mehr einem Thiere als einem vernünftigen Menschen, denn er war einer von denen, welche in der Trunkenheit boshaft werden, indem sie den wenigen Verstand, den sie im nüchternen Zustande besitzen, beim Glase völlig verlieren.

Hortensia erschrak unwillkürlich, als sie ihren Gatten erblickte.

Obgleich sie diese Scene seit mehren Tagen herbei gewünscht und vorbereitet hatte, bemächtigte sich ihrer dennoch eine gewisse Angst, als sie dieselbe jetzt vor Augen sah.

Prosper Becquet, den der Zorn gegen seine Gattin völlig beherrschte und wie mit Blindheit schlug, bemerkte anfangs nur sie im Zimmer, da sie allein auf dem Diwan

saß, denn Edmund Defresne hatte sich in seiner Bestürzung über diesen Auftritt erhoben und war an den Camin gegangen.

»Was soll das wieder einmal bedeuten, wenn ich fragen darf?« rief Becquet mit ungestümer Heftigkeit. »Erst haben wir verabredet, daß ich Dich um neun Uhr abholen sollte, um Dich zu Frau von Presles zu begleiten, wohin Du diesen Abend so gern gehen wolltest, wie Du wenigstens sagtest . . . ich beeile mich, um pünktlich zu seyn, verlasse eine Tischgesellschaft, in der ich mich ausgezeichnet amusirte, und nun ich komme, sagen mir deine Leute, daß Du unwohl seyest und zu Haus bleiben wollest!«

»Ich bin in der That unwohl,« antwortete Hortensia, ohne die mindeste Aufregung zu zeigen und ohne ihren Gatten nur anzusehen, »und wenn Du völlig bei Verstande wärest, würdest Du schon gesehen haben, daß mein Arzt, Herr Edmund Defresne, bei mir ist.«

»Dein Arzt? . . .« erwiederte Becquet ein wenig betroffen, indem er sich nach Defresne umsah, und mochte er ihn erkennen, oder kühlte die Anwesenheit eines Dritten seinen Zorn ein wenig ab, kurz, er setzte in ruhigerem Tone hinzu:

»Nun gut, wenn Du wirklich unwohl bist, so will ich Dich allein lassen. Aber gleichviel . . . es thut mir leid, daß Du mich unnöthigerweise gestört hast, denn Du weißt, daß es mir ohnehin nicht viel Vergnügen macht, Dich in deine Soiréen, zu deinen Bekannten zu begleiten . . .«

»Ja wohl, ich weiß nur zu gut, daß es Dir zuwider ist, mir angenehm zu seyn.«

Bei diesen in halb verächtlichem, halb klagendem Tone

ausgesprochenen Worten kehrte Becquet, der schon das Zimmer wieder verlassen wollte, noch einmal um und sagte:

»Wie? zuwider? . . . Ich dächte es wäre jetzt eben nicht der passende Augenblick zu einem solchen Vorwurfe, da im Gegentheil Du nicht mit mir ausgehen willst, während ich Dir ein großes Opfer gebracht habe, um mich zu deiner Verfügung zu stellen.«

»Wir wollen uns darüber nicht streiten. Du würdest mich vielleicht auch überreden, daß es ein schickliches Benehmen von deiner Seite ist, Alles umzustürzen und zu zerschlagen, weil man Dir gesagt hat, daß ich unwohl sey. Bemühe Dich nicht, ich weiß schon was ich von deiner angeblichen Dienstfertigkeit zu halten habe. Du hattest Dich allerdings einmal meinen Wünschen gefügt, allein nur mit Widerwillen, wie immer. Der Beweis davon ist, daß ein Hinderniß, das Dir hätte angenehm seyn sollen, da es Dir die Freiheit wieder gab, Dich vielmehr in einen unwürdigen Zorn versetzt hat, anstatt daß die Gesundheit deiner Frau, welche Du mit jedem Tage unglücklicher machst, Dir am Herzen liegen sollte!«

Diese Vorwürfe, mochten sie nun verdient seyn oder nicht, kamen so unerwartet — denn Hortensie hatte derartige Scenen bisher sorgfältig vermieden — und zu gleicher Zeit so ungelegen, da ein Fremder anwesend war, daß Becquet ganz verlegen wurde.

Edmund Defresne, dem in diesem Augenblicke unwillkürlich der bekannte Ausspruch Napoleons einfiel: »Man muß seine schmutzige Wäsche im Hause waschen,« fragte sich mit nicht geringem Erstaunen, warum eine anständige Dame ihn, der fast ein Fremder war, einer solchen häuslichen »Wäschscene« beiwohnen ließ.

Hortensia wußte aber sehr wohl was sie that.

Sie wollte ihren Gatten in Anwesenheit eines Zeugen wüthend sehen, und er kam in der That, nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung erholt hatte, mit drohenden Geberden auf sie zu . . . Alles Andere war ihr ziemlich gleichgiltig.

Becquet war leichenblaß. Das Erstaunen, die Wuth und der gekränkte Stolz, verbunden mit seiner Trunkenheit, gaben seinem gewöhnlich geistlosen Gesicht einen widerlichen, zu gleicher Zeit gemeinen und lächerlichen Ausdruck. Er hatte einige Aehnlichkeit mit einem bösartigen Hahne, der sich anschickt, auf Jemanden loszufliegen.

»Ich verbiete mir solche Lectionen, Madame!« rief er fast brüllend, »und rathe Ihnen wohlmeinend, daß Sie sich nicht wieder unterstehen, in einem solchen Tone mit mir zu sprechen!«

Hortensia warf einen so höhnischen und verächtlichen Blick auf ihren Gatten, daß Edmund Defresne einige Schritte näher kam, um nöthigenfalls zwischen Beide treten zu können.

Dies war indessen noch nicht Alles.

»Sie wollen also keine Vorwürfe von mir hören, mein Herr,« sagte Hortensia, indem sie sich in ihrem Stuhl zurück lehnte. »Sie verbieten mir also, in einem solchen Tone mit Ihnen zu sprechen, wie ich es eben gethan habe! . . . Ich aber erkläre Ihnen, daß ich dieser Existenz herzlich müde bin, daß Sie mir unausstehlich geworden sind, daß ein Mann, der wie Sie schändlich genug ist, um sein Vermögen mit Maitressen durchzubringen, nicht mehr das Recht hat, seiner Frau Vorschriften zu machen, geschweige denn . . .«

Hortensia konnte ihren Satz nicht vollenden.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf und verbarg sich hinter der Lehne ihres Stuhles.

In dem nemlichen Augenblicke trat Edmund Defresne dem wüthenden Becquet entgegen und ergriff ihn am Arme.

Hortensia hatte ihre Absicht vollständig erreicht.

Becquet hatte im Uebermaße seines Zornes Alles vergessen . . . sowohl daß es ein schwaches Weib war, die er so empörend beleidigte, als auch daß zwischen ihm und ihr ein Fremder stand, der sie vertheidigen mußte, wenn er nicht ebenfalls für einen elenden Buben gelten wollte.

Er hatte die Hand erhoben.

Als Edmund Defresne ihn am Arme ergriff, wollte er sich zuerst wehren, denn er kannte sich nicht mehr vor Wuth. Aber er hatte es mit einem starken Gegner zu thun.

Der junge Arzt besaß eine nicht gewöhnliche Körperkraft.

Nachdem er die Hand erfaßt hatte, welche Hortensien schlagen wollte, bemächtigte er sich eben so leicht auch der andern, die sich drohend gegen ihn selbst erhob. Dann schleuderte er Becquet mit Heftigkeit von sich, so daß er zehn Schritte weiterhin zu Boden stürzte.

Auf das Geräusch dieses Falles und den Ton einer Glocke, welche Hortensia schon seit mehren Secunden in Bewegung setzte, eilten die Dienstleute herbei.

Sie fanden ihren Gebieter wuthschäumend am Boden liegen, während Edmund Defresne kaltblütig seine zerknitterten Manschetten wieder glättete und Hortensia sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Ehe sie dies jedoch that, sagte sie zu der Dienerschaft:

»Führet euren Herrn in sein Zimmer, ich verlasse dieses Haus und kehre zu meinem Vater zurück, denn eine solche Behandlung kann ich nicht länger ertragen. Ohne den Beistand eines Ehrenmannes, eines Freundes, würde ich vielleicht ermordet worden seyn!«

V.

Das erste Zusammentreffen.

»Herr Anatole von Harblay.«

»Er ist willkommen.«

Mit diesen Worten warf Paula eine Theaterzeitung bei Seite, in der man ihr regelmäßig jede Woche sagte, daß sie die größte und schönste Schauspielerin der Neuzeit sey, wofür sie dem Redacteur dieser Zeitung zu jeder Vorstellung, in der sie auftrat, zehn Freibillets gab, die einen Werth von ungefähr zweihundertfünfzig Franken jährlich repräsentirten. Das war im Grunde nicht zu theuer.

Dafür erhielt sie jeden Donnerstag eine überschwengliche Lobrede und zehn Exemplare derselben zur Vertheilung unter ihre Freunde und Bekannten.

Paula las zwar dann und wann einmal eines von diesen zehn Exemplaren; die übrigen aber unter ihre Freunde zu vertheilen, kam ihr natürlich nie in den Sinn.

Ein Künstler oder eine Künstlerin kann sich wohl aus Schwäche oder aus Gutherzigkeit den schamlosen Gesetzen der bezahlten Lobhudelei unterwerfen, sie deshalb aber immer aufs Tiefste verachten.

Paula warf also das Zeitungsblatt in einen Winkel und ging Herrn Anatole von Harblay freundlich entgegen.

Der Dramaturg war auf der Schwelle des Zimmers stehen geblieben, welches durch vierzig Kerzen auf prächtigen Candelabern glänzend erleuchtet war.

»Alle Wetter!« rief er aus, »Du hast wohl diesen Abend Gesellschaft? . . . Welch' eine luxuriöse Beleuchtung!«

»Ist sie Dir unangenehm, Anatole?« erwiederte Paula in heiterem Tone; »siehst Du mich vielleicht lieber im Halbdunkel? . . . So gehts, wenn man alt wird!«

»Ich sehe Dich stets und überall gern, im Halbdunkel wie bei der glänzendsten Beleuchtung, im elegantesten Anzuge wie im negligirtesten Negligé.«

»Du falscher Schmeichler! ich bin neugierig, ob Du in einigen Minuten auch noch so sprechen wirst.«

»Warum nicht? meinst Du, daß ich in einigen Minuten Ursache haben werde, meinen bewundernden Blick unwillkürlich von deiner unvergleichlichen Schönheit abzuwenden?«

»Davon wollen wir später sprechen. Für den Augenblick laß Dich nieder und danke mir; deine Angelegenheiten stehen sehr gut.«

»Wirklich?«

»Ich bin vorgestern beim Minister gewesen und er war ungemein freundlich und zuvorkommend gegen mich.«

»Wer könnte dies auch nicht gegen Dich seyn?«

»Gemach, mein Lieber, geh' nicht zu weit! Es dürfte wenig Leute geben, die sich in der Stellung des guten de Plancy in Berücksichtigung gewisser Jugendgefühle so herablassend gegen mich gezeigt haben würden. Wer bin ich im

Grunde, daß ich es wage, einem Minister die Hand zu reichen? ... Eine arme Schauspielerin! eine Histrionin!«

»Schweig, Paula! eine Schauspielerin von seltenem Talent bist Du! eine schöne, reizende Histrionin, die einen Heiligen zum Falle bringen könnte! ... Also Herr von Plancy hat sich wohlwollend und freundlich gegen Dich gezeigt? ... Dies ist ein Beweis, daß er Bildung hat und nicht undankbar ist. Hast Du auch von mir mit ihm gesprochen?«

»Wie eilig Du bist! ... Nun ja, ich habe allerdings von Dir gesprochen, denn nur deshalb hatte ich ihn um eine Audienz bitten lassen.«

»Und was hat er gesagt?«

»Er sagte ... er sagte, daß Du allerdings vielleicht noch keine gegründeten Ansprüche auf die nachgesuchte Begünstigung hättest ...«

»Dann ist er sehr difficil! Ich arbeite bereits zwölf Jahre fürs Theater und habe in dieser Zeit zweiundfünfzig Werke geschrieben — darunter vierundzwanzig Dramen — von denen mindestens die Hälfte hundert Vorstellungen erlebt haben.«

»Das ist wahr, aber das Théâtre Français hat noch nicht ein einziges Stück von Dir in seinem Repertoir.«

»O, meine Liebe, das beweist weiter nichts, als daß ich keine Lust gehabt habe, für ein Theater zu schreiben, bei dem bekanntermaßen Alles Cotterie und Intrigue ist. Meinst Du etwa, daß es schwer wäre, ein Stück für das Théâtre Français zu schreiben? ... Dann thue mir den Gefallen und betrachte die Stücke, welche seit einiger Zeit dort aufgeführt werden. Glaubst Du, aufrichtig gesagt, daß meine »Lucile« nicht eben so gut ist als das »erste Geheimniß« der

Rue-Richelieu? Wenn ich ein wenig mehr Sorgfalt auf meinen Styl verwenden wollte, so würde es mir ein Kleines seyn, alle großen Autoren des Théâtre Français in den Grund zu bohren.«

Um Paula's Lippen spielte ein Lächeln.

Anatole von Harblay, welcher stets nur das sah, was er sehen wollte, stellte sich, als ob er dieses Lächeln nicht verstanden hätte.

»Kurz und gut,« fuhr er fort, »ich bin in den Augen des Herrn von Plancy nicht literarisch gebildet und gelehrt genug. Mein Renommé und meine Erfolge wird er indessen wohl nicht in Zweifel ziehen wollen.«

»Nun, werde nur nicht böse. Ihr Schriftsteller bäumt Euch gleich als ob Ihr alle Zügel zerreißen wolltet, wenn sie auch eine noch so aufrichtig ergebene Hand hält, sobald man eure Eitelkeit nur mit der Spitze des kleinen Fingers berührt.«

»O, Paula, Paula, da irrst Du Dich sehr! Du weißt doch, daß ich mit Dir . . .«

»Du hast nicht nöthig, mir neue Schmeicheleien zu sagen, ich werde Dich auch ohne diese glücklich machen. Obgleich Herr von Plancy es allerdings bedauert, daß dein Name auf einer Bühne, auf der, was Du auch sagen magst, die besten Werke von den besten Schauspielern aufgeführt werden, noch nicht genannt worden ist, so läßt er demungeachtet deinen Talenten und Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren. Er hat mir demnach aufgetragen, Dir in seinem Namen zu versichern, daß Du fest darauf rechnen könnest, bei der nächsten Ordensvertheilung nicht übergangen zu werden.«

Anatole von Harblay konnte sich nicht enthalten, einen

Seufzer des Wohlbehagens auszustoßen und einen schmunzelnden Blick auf sein noch leeres Knopfloch zu werfen, das er im Geiste schon mit dem blendend rothen Bande geschmückt sah.

»Meine liebe, theure Paula,« sagte er dann, indem er die Hand der Schauspielerin mit lebhafter Innigkeit an die Lippen drückte, »sey versichert, daß ich nie vergessen werde, was ich Dir verdanke.«

»Das kennen wir, nichts als leere Worte!« entgegnete Paula mit einem geringschätzenden Lächeln; »ich bin überzeugt, daß Du, wenn ich Dich um den kleinsten Dienst bäte . . .«

»Du zweifelst an mir? . . . O, das ist nicht recht von Dir, Paula! . . . Ich bitte Dich, verlange auf der Stelle von mir was Du willst, und wenn ich es Dir abschlage, dann sollst Du Recht haben. Wünschest Du einen Kaschemirshawl oder ein Paar Brillantknöpfe?«

»Ich danke Dir; solche Geschenke nehme ich von meinen Freunden nicht an.«

»Das ist thöricht, wenn es deinen Freunden nun einmal ein Vergnügen macht, sie Dir zu Füßen zu legen. Willst Du eine schöne Rolle?«

»Nein, ich habe den ganzen Winter gespielt und möchte diesen Sommer gern ein wenig ausruhen.«

»Aber dann weiß ich wirklich nicht, was Du verlangen kannst . . . doch halt . . . aufrichtig, Paula, ohne Umstände, willst Du mein Herz wieder haben?«

Bei diesem Antrage, den übrigens Harblay im vollen Ernst machte, brach Paula in ein schallendes Gelächter aus.

»Dein Herz?« erwiederte sie dann, »dein Herz? . . . Was sollte ich damit anfangen, mein armer Anatole, und

was sollte aus Dir selbst werden, wenn Du es mir wieder schenktest? . . . Nein, mein Lieber,« fuhr sie ernster werdend fort, »ich bin zwei Jahre lang deine Geliebte gewesen, und diese zwei Jahre haben eine sehr angenehme Erinnerung in mir zurückgelassen, das schwöre ich Dir; aber jetzt bin ich nur noch deine Freundin, und mag Dir nichts Anderes seyn. Wir wollen unser Verhältniß nicht ändern, es könnte sonst leicht seine Annehmlichkeiten verlieren.

»Mit der Liebe darf man kein eitles Spiel treiben, selbst dann nicht, wenn man eigentlich nicht an sie glaubt; das bringt Unglück. Ich bitte Dich für den Dienst, den ich Dir erzeige, um weiter nichts als um die Fortdauer deiner Freundschaft. Ich bin fest überzeugt, daß wir auf diese Art länger in gutem Vernehmen bleiben. Und ich verlange nicht nur nichts von Dir, sondern ich gedenke Dir sogar heute noch ein Vergnügen zu bereiten, das dem ersten mindestens nicht nachstehen wird. Wie gefällt Dir eine solche Freundin?«

Harblay sah Paula mit Erstaunen an.

»Das kommt Dir wohl sonderbar vor, nicht wahr?« fuhr die Schauspielerin fort; »ich will es Dir sogleich mit einigen Worten erklären.«

Sie sah nach der Uhr; es war bald acht Uhr.

»Es wird noch eine halbe Stunde vergehen, ehe sie kommt,« fuhr sie fort; »bis dahin habe ich Zeit genug, um Dich vorzubereiten.«

»Sie? . . . wer ist das?« rief Harblay aufhorchend.

»Hast Du gegenwärtig eine Geliebte, Anatole?« sprach Paula weiter. »Das heißt, Du mußt mich recht verstehen, ich meine eine wirkliche Geliebte . . . etwas Ernstes und Dauerhaftes . . . eine Geliebte, die man wenigstens einige

Jahre hat und von der man sich nicht ohne einige Schwierigkeiten und ohne ein wenig Bedauern auf der einen oder der andern Seite trennt.«

»Ich bin für den Augenblick in dieser Beziehung völlig frei,« antwortete Harblay in aufrichtigem Tone.

»Wirklich? . . . Nun, das freut mich. Wenn ich also über deine Freiheit zu Gunsten einer jungen Frau verfügte, welche schön ist wie die Liebesgötter, geistreich wie ein kleiner Teufel und elegant wie eine Herzogin, so würdest Du mir dafür nicht minder dankbar seyn, als für die erfolgreiche Leitung unserer politischen Angelegenheit?«

Jetzt mußte Harblay lachen.

»Wie? eine schöne, geistreiche und elegante junge Frau?« entgegnete er; »Du bietest mir ja eine wahre Perle an!«

»Das ist sie auch. Und diese Perle sollst Du bald mit deinen eigenen Augen sehen. Ich nehme das Herz, welches Du mir vorhin zu Füßen legtest, für meinen Schützling in Anspruch, denn ich wünschte ihr eben so viel Gutes als Dir, und ich bin überzeugt, daß Ihr sehr glücklich mit einander seyn werdet. Es ist eine Verbindung, die ich mir vorgenommen habe zu Stande zu bringen.«

»Doch keine Heirath?«

»Nein, beruhige Dich, ich meine eine Verbindung ohne Heirathscontract und kirchlichen Segen, eine Verbindung, wie sie zwischen Leuten geschlossen werden, die sich über die gewöhnlichen Vorurtheile der Welt hinwegsetzen. Uebrigens könnte von einer andern schon deshalb nicht die Rede seyn, weil die bewußte Dame verheirathet ist.«

»Verheirathet?«

»Ja. Ich will Dir mit wenig Worten ihre Geschichte

erzählen. Sie ist seit einem halben Jahre mit einem Dummkopf verheirathet, der sein Vermögen auf die unsinnigste Weise verschwendete und sie überdies wahrhaft empörend behandelte. Sie hat es demnach sehr geschickt einzurichten gewußt, daß dieser liebenswürdige Gemal sie in Anwesenheit eines Dritten schlug; darauf hat sie auf Scheidung angetragen, und es war zu einem Prozesse gekommen, den sie unfehlbar hätte gewinnen müssen. Der Herr Gemal hat es jedoch wahrscheinlich in Folge seiner schon ziemlich derangirten Vermögensumstände, um die Prozeßkosten zu ersparen, für rathsamer gehalten, freiwillig Abbitte zu thun, und ist dann vor ungefähr acht Tagen nach Amerika abgereist, von wo er hoffentlich nie zurückkehren wird.«

»Aber wie hast Du diese Dame kennen gelernt, Paula?«

»Dies ist ein Detail, das sie Dir selbst erzählen wird, wenn Ihr so weit mit einander bekannt seyd, daß Ihr Euch derartige vertrauliche Mittheilungen macht. Für den Augenblick handelt es sich zuvörderst darum, ob meine Absichten Dir genehm sind oder nicht.«

»Gewiß sind sie das! ... Aber weiß sie denn schon...«

»Welche Frage von einem so geistreichen Manne wie Du! glaubst Du, daß ich sie Dir als eine rechtschaffene Frau bezeichnet hätte, wenn sie das Mindeste von der Sache wüßte?«

»Allerdings . . . indessen . . . da ich sie hier kennen lernen soll . . .«

»Ich verstehe Dich . . . dann kann sie auch keine rechtschaffene Frau seyn, nicht wahr?«

»Mein Gott, wer sagt denn das? ich meine nur ...«

»Es ist gut, alle diese Bemerkungen sind überflüssig, es steht Dir ganz frei, auf meinen Vorschlag einzugehen

oder nicht. Sage mir also ganz offen: willst Du Dich führen lassen und Dich so lange gedulden, bis Du unterwegs von deiner Reisegefährtin die nöthigen Aufschlüsse verlangen kannst, oder willst Du nicht? . . . Du bist entweder sehr scrupulös oder sehr furchtsam, mein lieber Anatole. Auf der einen Seite hast Du Vertrauen genug zu mir, um mich um meine Fürsprache bei einem Minister zu bitten, und jetzt ziehst Du meine Freundschaft und meine Erfahrung in Zweifel, wenn ich Dir die schönste Frau, die man sich denken kann, zur Geliebten geben will!«

»Ich zweifle weder an Dir noch an ihr, liebe Paula . . . ich möchte nur einiges Nähere wissen . . . darf ich nicht wenigstens ihren Namen erfahren?«

»Sie heißt Madame Becquet.«

»Ein häßlicher Name! Doch gleichviel. Wie alt ist sie?«

»Noch nicht neunzehn Jahre.«

»Das klingt angenehmer. Hat sie noch etwas Vermögen?«

»Ihr Vater ist sehr reich und wird sie gewiß nicht darben lassen, abscheulicher Knauser! Fürchtest Du schon, daß dein Glück Dir zu viel kosten wird?«

»Wie kannst Du so etwas denken! ich möchte nur gern wissen . . .«

Harblay hielt inne, denn in diesem Augenblicke wurde die Thür des Salons geöffnet.

»Das ist sie,« flüsterte Paula. »Nimm Dich zusammen.«

Harblay strich sich den Schnurbart.

»Herr Theodosius Richer,« meldete der Bediente.

Harblay sprang von seinem Stuhle empor, und Paula, welche sich schon halb erhoben hatte, fiel lachend wieder auf den ihrigen zurück.

»Die Pest über deinen jämmerlichen Poeten!« raunte Harblay seiner ehemaligen Geliebten zu, während Theodosius unter tiefen Verbeugungen näher kam; »solche Menschen ladest Du mit ein, wenn Du eine hübsche junge Frau erwartest?«

»Bedarf nicht jedes schöne Bild auch seiner Schattenpartien?« erwiederte Paula in dem nämlichen Tone. »Du bist recht undankbar, Anatole! ... Ich bin zu gut und er ist zu häßlich ... Du solltest uns Beiden um den Hals fallen.«

»Erlauben Sie mir, Madame, daß ich diese Werke des großen Meisters Ihnen zu Füßen lege?« sagte jetzt Theodosius Richer, indem er nach den üblichen Begrüßungsformeln vier prachtvoll gebundene Bände unter seinem Paletot hervornahm.

»Wie? Bücher?« rief die Schauspielerin. »Und noch dazu einen Molière!« fuhr sie fort, nachdem sie hastig einen Band aufgeschlagen hatte; »eine Prachtausgabe mit herrlichen Kupfern! Die nehme ich mit herzlichstem Danke an, mein lieber Herr Richer.«

»Ich habe mir die Freiheit genommen, eine kleine Widmung hineinzuschreiben,« hob der junge Dichter in demüthigem Tone wieder an, indem er mit dem Finger auf einige Zeilen deutete, die er auf das Vorsetzblatt des ersten Bandes geschrieben hatte.

»Ah! lassen Sie hören,« sagte Harblay.

Paula las:

»Der Celimene der Zukunft
der bescheidenste Jünger des Genies.«

»Das ist für mich sehr schmeichelhaft, für Sie aber zu bescheiden,« sagte sie dann.

»In der That sehr tactvoll,« bemerkte Harblay. »Mir

gefällt diese Widmung um so mehr, mein lieber Richer, als sie mich von einem Irrthum zurückbringt. Ich hätte nicht geglaubt, daß Dichter wie Sie, welche ihr ganzes Leben über den Wolken zuzubringen pflegen, die Verdienste eines Mannes anerkennen könnten, der sich immer nur mit dieser jämmerlichen Erde beschäftigte.«

Theodosius warf dem Dramaturgen einen Blick der Verachtung zu.

»Das Große bleibt immer groß,« entgegnete er, »und die Dichter wie wir erkennen es an und bewundern es, gleichviel ob es Gott näher steht oder den Menschen.«

»Im letzteren Falle ist es jedenfalls . . .«

»Genug, genug, meine Herren,« fiel Paula ein, die sich indessen über Richer's romantische Redeweise kaum des Lachens enthalten konnte; »es handelt sich jetzt nicht darum was wir mehr oder weniger bewundern müssen, sondern darum, dem Freunde, der mir dieses schöne Geschenk mitgebracht hat, meinen Dank zu sagen, und dann bei möglichst heiterer Unterhaltung eine Tasse Thee zu trinken. Darf ich Sie bitten, lieber Herr Richer, die Bücher auf das Pianoforte zu legen?«

»Aber sie kommt ja nicht?« flüsterte Harblay der Schauspielerin zu, während diese ihrem Kammermädchen schellte.

»O ja, sie wird schon kommen . . . sie war noch gestern bei mir und hat es mir fest versprochen. Vorhin fürchtetest Du Dich vor ihr, und jetzt kannst Du es schon nicht erwarten, sie zu sehen! . . . Bringst Du den Thee, Anna?«

»Sogleich, Madame . . . aber die Dame ist eben gekommen . . . Sie wissen schon welche . . . und sie scheut sich, allein einzutreten.«

»Wie? sie ist hier und will nicht hereinkommen? . . . Welch ein Kind!«

Paula eilte hinaus.

Anatole von Harblay und Theodosius Richer standen nebeneinander zu beiden Seiten des Camins, ohne ein Wort zu sprechen und den Blick mit gespannter Erwartung auf die Thür gerichtet, durch welche die Dame erscheinen sollte, die nicht allein einzutreten wagte.

Endlich erschien Hortensia, ein wenig blaß und schwermüthig, wie es einer Frau geziemte, die seit acht Tagen von ihrem Gatten getrennt war. Paula Marcel führte sie an der Hand.

Die leichte Blässe und der schmachtende Ausdruck ihres Gesichts machten sie nur noch schöner, und die Trennung von ihrem schändlichen Gemal hatte sie nicht abgehalten, sich mit der geschmackvollsten Eleganz zu kleiden.

Sie trug einen Reisstrohhut mit einer Epheuguirlande, ein Kleid von schwerem himmelblauen Atlas mit kleinen gefältelten Crêpevolants und eine wunderschöne schwarze Spitzenmantille.

Theodosius Richer war von Hortensiens Anblick wie geblendet.

»Gott!« sagte er zu sich selbst, »wenn ich daran denke, daß diese Frau mich lieben könnte, wenn sie wollte!«

Harblay begrüßte die Neuangekommene mit einer ehrerbietigen Verbeugung und ging dann am Spiegel vorüber, um noch einen verstohlenen Blick hinein zu werfen.

»Paula hat mir keine Unwahrheit gesagt,« dachte er bei sich selbst; »sie ist wahrhaftig schön! . . . Ich will nun sehen, ob es mir gelingt, ihre Gunst zu gewinnen.«

VI.

Das letzte Lebewohl.

Die Kirche Notre = Dame de Bonne = Nouvelle, eines der bescheidensten Gotteshäuser von Paris, ist unserer Ansicht nach demungeachtet eines der hübschesten. Fern von dem lärmenden Gewühl der Hauptstadt und mit einer einfachen inneren Ausstattung, ohne weltliche Verzierungen, ist sie ganz geeignet zur stillen Andacht. Außerdem gelangt man zu ihr durch kleine Seitengassen, in denen man seine Seele ungestört vorbereiten kann, ohne neugierige Blicke fürchten zu müssen. Und wer wirklich in der Absicht zur Kirche geht, um einmal recht andächtig zu beten, für den ist diese isolirte Lage ein großer Vorzug; denn wahre Frömmigkeit und Wohlthätigkeit verbirgt sich gern vor den Blicken der Welt.

Wenn indessen jetzt, wie man sagt und wie wir bald zeigen werden, die einsame Lage von Notre=Dame de Bonne=Nouvelle hin und wieder zu mindestens profanen Zusammenkünften gemißbraucht wird, so ist dies nicht die Schuld der Kirche und kann ihre mysteriösen Vorzüge nicht schmälern. Das Böse geht vorüber und wird vergessen; das Gute aber bleibt.

Wenn es übrigens eine Sünde ist, in einem dem Schöpfer geweihten Tempel der oder dem Geliebten zu sagen: »Ich liebe Dich,« so ist es jedenfalls eine leicht verzeihliche Sünde. Lieben heißt ja gut und edel seyn . . . we=

nigstens so lange man wirklich liebt, und Gott ist gewiß nachsichtig gegen die Herzen, welche anstatt religiöser Gefühle mit solchen erfüllt sind.

Es schlug zehn Uhr Morgens, als ein junger Mann durch eine Seitenthür in die Kirche Bonne-Nouvelle trat.

Dieser junge Mann war von mittler Größe, hatte ein auffallend bleiches Gesicht, große dunkle Augen und eine ziemlich starke Nase. Sein durch ein schmerzliches Lächeln halb geöffneter Mund ließ zwei Reihen perlenweißer Zähne sehen; eine Fülle glänzend schwarzer Haare umgab seine hohe Stirn.

Sein Anzug war außerordentlich einfach, wir möchten fast sagen vernachläßigt, nicht etwa deshalb weil der oder jener Theil desselben nicht von modernem Schnitt oder von feinem Stoffe gewesen wäre, sondern weil man der ganzen Erscheinung des jungen Mannes auf den ersten Blick ansah, daß er wenig Werth auf sein Aeußeres legte. Er trug eine schwarze Atlascravate mit einer nachläßig geknüpften Schleife; einen Rock, dessen Aermel an den Ellbogen einen weißlichen Schein hatten, der mehr vom Staube als vom langen Gebrauche herrührte, eine Kasimirweste, an welcher ein Knopf fehlte, und ein anscheinend neues Beinkleid, das aber am unteren Rande schon zu zerreißen begann, weil es offenbar zu tief über die Absätze herabging.

Dieser junge Mann war, mit dem Hute in der Hand, in sichtbarer Aufregung in die Kirche getreten. Er ging bei dem am Eingange stehenden Greise, der ihm Weihwasser darbot, vorüber, ohne ihm zu danken; dann blieb er plötzlich dem Hauptaltare gegenüber stehen und blickte mit ängstlicher Aufmerksamkeit umher.

Bald darauf entschlüpfte ihm ein freudiger Seufzer,

als er eine Dame bemerkte, die in der Gallerie zur Rechten neben einem Pfeiler auf einem Kissen kniete, und er ging so rasch und vielleicht noch rascher als die Heiligkeit des Ortes es erlaubte, auf sie zu.

Dann kniete er neben der Dame nieder und flüsterte leise die Worte:

»Hier bin ich.«

Hortensia Becquet — denn sie war es — wendete sich bei diesen Worten halb um und erwiederte dem jungen Manne, ohne ihn anzusehen:

»Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit.«

Nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu:

»Haben Sie mir das mitgebracht, um was ich Sie gebeten habe?«

Der junge Mann sah sie mit einem bitteren und zugleich bekümmerten Ausdrucke an.

»Nein, Madame, ich habe es nicht mitgebracht, weil ich es Ihnen nicht zurückgeben will.«

Jetzt wendete Hortensia sich ganz um, und als sie den jungen Mann betrachtete, erschrak sie über sein verstörtes Gesicht.

Sie entgegnete ihm jedoch in einem Tone, dem sie eine ernste Ruhe zu geben versuchte:

»Es ist gut, mein Herr, ich glaubte mich an einen Ehrenmann gewendet zu haben, aber ich sehe, daß ich mich geirrt habe. So behalten Sie denn die Briefe, wenn Sie so großen Werth darauf legen. Ich meinestheils habe nichts weiter zu thun als Ihnen für immer Lebewohl zu sagen.«

Mit diesen Worten stand sie auf, um sich zu entfernen.

Der junge Mann hielt sie sanft zurück.

»Nein, nein! gehen Sie nicht, Madame! bleiben Sie!« rief er mit gedämpfter Stimme. »Ich beschwöre Sie um des Himmels willen und bei Allem was Ihnen heilig ist, bleiben Sie!«

Hortensia ließ sich wieder auf die Kniee nieder und senkte den Blick zu Boden.

»Aber was wollen Sie denn von mir?« sagte sie. »Sie haben mir eine Bitte, die ich Ihnen so dringend ans Herz gelegt, nicht erfüllt, wie können Sie also verlangen, daß ich mich jetzt Ihren Wünschen füge?«

»Warum? . . . Weil ich, wenn Sie sich jetzt entfernen, ohne mir eine Erklärung zu geben, die ich von Ihrem Herzen erwarte, ohne ein Wort, das mich tröstet, ohne einen Blick, der mir die Hoffnung wieder gibt, diesen Abend meinem Leben ein Ende mache, das schwöre ich Ihnen bei dem allmächtigen Gotte, den Jedermann hier anbetet!«

Bei diesen Worten, welche in einem Tone gesprochen wurden, der keinen Zeifel zuließ, schauderte Hortensia.

»Sie sind ein Kind, Leonard, ein Thor!« sagte sie; »es ist sehr, sehr unrecht von Ihnen, daß Sie in einer Kirche so mit mir sprechen!«

Zu gleicher Zeit reichte sie dem jungen Manne die Hand, und sie fühlte, wie dieselbe von einer anderen zitternden und glühend heißen Hand gedrückt wurde.

»Sprechen Sie, lieber Freund,« fuhr sie in sanfterem Tone fort, »welche Erklärung erwarten Sie von mir? hat mein gestriger Brief Ihnen nicht Alles gesagt? was kann ich Ihnen noch zu sagen haben? . . . Sehen Sie nicht ein, daß meine gegenwärtige Stellung in Folge der Trennung von meinem Gatten mir ernste Verpflichtungen

auferlegt, und daß ich, wenigstens für einige Zeit, jede Gelegenheit mich zu compromittiren und vielleicht meinen guten Ruf zu verscherzen, sorgfältig vermeiden muß?

»Allerdings ist unsere Liebe rein und noch haftet kein Makel auf ihr; wenn man sie aber durch einen unglücklichen Zufall entdeckte, glauben Sie denn nicht, daß die Welt, welche überall etwas Böses sieht, selbst wenn es nicht vorhanden ist, mir in diesem Falle unser Glück als einen Fehler, als ein Verbrechen zum Vorwurf machen würde?

»Ich habe Ihnen gestern die volle Wahrheit geschrieben, Leonard; ich bin noch zu jung, um allein leben zu können, und ich gedenke daher zu meinem Vater zurückzukehren. So schwer es mir nun auch wird, diesen Entschluß auszuführen, den meine Pflicht mir gebieterisch vorschreibt, so will ich mir doch die Ruhe des Geistes — ich sage nicht die Ruhe des Herzens, denn dies wäre eine Unwahrheit — zu bewahren suchen, deren ich bedarf.

»Was verlieren Sie durch die Vernichtung meiner Briefe? einige Zeilen ohne Styl und ohne Orthographie, weiter nichts, und Sie können deshalb immer mein Andenken bewahren, wie ich das Ihrige. Mir aber geben Sie dadurch meine Ruhe wieder, und dieser Beweis Ihrer aufrichtigen Zuneigung wird meine Achtung gegen Sie nur noch erhöhen, wenn dies überhaupt möglich ist.

»Ich habe mich noch einmal ausgesprochen, Leonard, weil Sie es wünschten; jetzt erwarte ich Ihre Antwort.«

Bei Hortensia's letzten Worten hatte der junge Mann ihre Hand losgelassen.

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Hortensia machte eine Bewegung des Unmuths.

»Mein Gott, warum weinen Sie denn?« fuhr sie fort; »habe ich Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht mehr liebe, daß ich Sie nicht mehr sehen will? . . . Ich verlasse ja nicht einmal Paris, und in vier Wochen, in vierzehn Tagen vielleicht, sehen wir uns wieder.«

»Nein, nein! ich glaube es nicht!« flüsterte Leonard durch seine Thränen; »o, ich irre mich nicht, Madame, ich habe Ihre Gedanken errathen! Sie wollen nichts mehr von mir wissen und mich nie wieder sehen! . . . Und in der That, was ist auch die hingebende Liebe, das Leben eines Unglücklichen wie ich? welchen Werth kann es für Sie haben? . . . Sie bereuen es, daß Sie mir ein wenig Glück gewährt haben, Sie wollen es mir wieder nehmen . . . ich finde das ganz natürlich und muß Ihnen gehorchen.«

»Leonard!«

»Aber diese Briefe . . . warum wollen Sie mir die nicht wenigstens lassen, da es mir bald nicht mehr vergönnt seyn wird, Sie zu sehen, Sie zu hören und mit Ihnen zu sprechen . . . da ich fortan die traurige Gewißheit habe, daß ich nichts mehr von Ihnen hoffen darf?

»Soll ich es mit meinem Blute unterschreiben, daß sie nie aus meinen Händen kommen sollen, so befehlen Sie, ich bin bereit dazu. Aber lassen Sie sie mir, Hortensia! schenken Sie sie mir, ich bitte Sie darum! . . . Sie sagen, daß ihr Inhalt unbedeutend ist . . . in meinen Augen aber enthalten sie eine Fülle von Beredtsamkeit und überströmendem Gefühl. Ja, diese für Sie so werthlosen Zeilen sind für mich ein Schatz; denn indem ich sie lese und immer wieder lese, habe ich beständig an meiner Seite nicht eine Frau, von der mich ein tiefer Abgrund trennt, son-

dern eine gute Fee, die mich ihrer Liebe für würdig hält und die mir erlaubt, daß ich sie verehre und anbete.

»Und diese Freude soll ich Ihnen opfern? . . . Nein, das können Sie unmöglich verlangen.

»Wenn Ihre Ehre, Ihre Ruhe, Ihr Frieden davon abhängen, würde ich mich keinen Augenblick weigern, Ihnen dieses Opfer zu bringen. Da es aber nur eine Laune seyn kann, schlage ich es Ihnen ab.

»Ich werde Sie nicht wiedersehen, und wenn Sie mich in Zukunft begegnen, werden Sie den Blick von mir abwenden . . . Läugnen Sie es nicht, Sie werden dies gewiß thun.

»Und ich habe nicht das Recht, mich über diese Verschmähung zu beklagen. Sie sind des Verhältnisses mit einem Manne meiner Art plötzlich müde geworden, und ich finde dies natürlich . . . ich konnte kaum etwas Anderes erwarten.

»Wenn aber auch die Frau mich verläßt, so kann doch die gute Fee mir bleiben. Die Frau sind Sie, Madame . . . die gute Fee existirte für mich, auch wenn ich Sie nicht mehr sähe, in Ihren Briefen. Die Frau sagt mir Lebewohl . . . gut, so leben Sie wohl. Aber meine Fee will ich behalten, hören Sie wohl? und ich werde sie behalten?«

Mit diesen Worten stand der junge Mann auf.

Seine Augen blitzten von wilder Leidenschaft, seine Wangen waren geröthet, seine Lippen bebten.

Er glich dem Sclaven, der sich empört und seinem Gebieter trotzt.

Hortensia betrachtete einen Augenblick das stürmisch bewegte Antlitz, wie sie vor einigen Tagen Edmund Defresne

betrachtet hatte, als dieser ihr mit den glühendsten Farben seine Liebe zu dem kranken jungen Mädchen schilderte: das heißt, mit erstaunter und bewundernder Neugierde.

Sie faßte sich jedoch bald wieder.

Ihr Stolz und ihr Interesse verlangten dies.

»Leben Sie wohl, Leonard,« sagte sie ebenfalls aufstehend, »leben Sie wohl . . . für immer, da Sie mich dazu zwingen.«

»Leben Sie wohl,« stammelte der unglückliche junge Mann.

Sie ließ ihren Schleier herab und entfernte sich.

Er folgte ihr mit dem Blicke, in der Hoffnung, daß sie sich noch einmal umwenden würde.

Und wäre sie noch einmal umgekehrt, so würde er ihr jetzt unweigerlich die Briefe zurückgegeben haben, an denen ihr so viel gelegen war — denn er hätte sie mitgebracht, — und er würde sie um Verzeihung gebeten haben, daß er sie einen Augenblick betrübt hatte.

Aber sie würdigte ihn keines Blickes mehr und verschwand.

Der Schmerz darüber machte ihn wieder zum Sclaven, denn wer liebt und leidet, kann nicht lange gebieten, und indem er mit krampfhafter Heftigkeit seinen Schatz an die Brust drückte, stammelte er verzweiflungsvoll die Worte:

»Ach, meine lieben, theuren Briefe, so kann ich denn auch Euch nicht mehr mein nennen! . . . Es ist schon genug, es ist schon zu viel, daß sie mich nicht mehr liebt! sie soll mich nicht auch noch hassen! . . .«

VII.

Eine Schändlichkeit.

Ein Monat war vergangen, seitdem Prosper Becquet sich von seiner Gattin getrennt und nach Amerika eingeschifft hatte, und ungefähr drei Wochen, seitdem Hortensia, welche noch immer ihre bisherige Wohnung inne hatte, obgleich sie Leonard gesagt, daß sie zu ihrem Vater zurückkehren wolle, jeden Tag den Besuch des Herrn Anatole von Harblay empfing.

Letzterer beobachtete indessen dabei die strengste Discretion.

Man hat mit einer verheiratheten Frau immer gewisse Rücksichten zu beobachten, selbst wenn sie von ihrem Gatten schändlich verlassen und unwürdig behandelt worden ist.

Die Welt verlangt nun einmal eine Menge solcher kleiner Rücksichten, so sonderbar und lächerlich sie auch in manchen Fällen sind.

Anatole von Harblay besuchte daher Hortensien nur des Abends.

Diesen Abend finden wir ihn ungefähr um acht Uhr zu ihren Füßen. Sie saß in dem nämlichen Lehnstuhle, in welchem sie vor vier Wochen den Zorn ihres Gatten in Anwesenheit eines Dritten so geschickt zu reizen verstanden hatte.

Man sieht, daß Anatole an der ehrbaren Frau, an

der Geliebten, welche seine Freundin Paula ihm zugeführt, ziemlich viel Gefallen finden mußte.

Und auch Hortensia hatte sich durch den Rath der nemlichen Gaunerin willig leiten lassen.

Wir müssen jedoch bemerken, daß unser Pärchen noch im Honigmonde ihres improvisirten Liebesverhältnisses stand.

Der Honigmond eines solchen Herzensbundes heißt platonische Liebe.

Unter dem Einflusse dieses tugendhaften Liebesgottes betrachtet man die kleinsten Gunstbezeigungen der Geliebten als einen unbeschreiblichen Genuß, man erfleht sie mit beispielloser Geduld und genießt sie mit unaussprechlicher Wonne und ehrerbietiger Zurückhaltung.

Später, wenn man daran gewöhnt ist und die höchste Gunst erlangt hat, wird man gleichgiltig, ja fast geringschätzend gegen diese kleinen Freuden, über die man heute ganz entzückt ist: gegen den Blick, der Minuten lang im Anschauen der Geliebten schwelgte, während die Hände einander wonnebebend umschlungen halten, gegen den Seufzer, der auf Engelsschwingen entflieht, gegen das Wort, das jeden Augenblick wiederholt wird und doch ewig neu zu seyn scheint: Ich liebe Dich! ich liebe Dich! . . . und endlich gegen den Kuß, der unter sanften Vorwürfen gewährt wird.

Doch ach! sind diese geringfügigen Kleinigkeiten nicht weit schöner als Alles?

So glücklich man auch später, wenn man mit allen Schätzen der Liebe überhäuft wird, seyn mag, so glücklich ist man gewiß nicht, wie in jenen Tagen der reinsten Seligkeit!

In dem Augenblicke wo wir Anatole von Harblay vor

Hortensien auf den Knieen finden, sprach er mit ihr von der Zukunft.

»Ja,« sagte er, »ja, in einigen Monaten beziehen wir eine gemeinschaftliche Wohnung und trennen uns nie wieder! . . . Sie haben mir gesagt, Hortensia, daß Ihr Vater zu verständig sey und Sie zu innig liebe, als daß er sich unter Ihren Umständen einer Liaison widersetzen sollte, die Ihr Glück werden kann . . . Sobald wir von Seiten Ihrer Familie nichts mehr zu fürchten haben, brauchen wir uns um die Meinung anderer Leute nicht zu kümmern.«

»Wenn nun aber mein Gatte zurückkäme?«

»Das ist nicht denkbar. Und angenommen auch, er käme zurück, was könnte er sagen, da er Sie verlassen hat? Und wäre es uns übrigens in diesem Falle nicht ganz leicht, uns seiner Neugierde zu entziehen, indem wir auf einige Zeit ins Ausland gingen?«

»Ja, dann machen wir eine kleine Reise, nicht wahr?«

»Das können wir überhaupt jedes Jahr thun. Wir gehen nach Italien, nach England, in die Schweiz, wohin Sie wollen.«

»Ich habe ohnehin noch gar nichts gesehen und möchte gern . . .«

»Ich reise mit Ihnen um die ganze Erde, wenn es Ihnen gefällt. O, mit Ihnen würde ich bis ans Ende der Welt gehen . . . das heißt im Sommer, denn Sie sehen ein, daß ich im Winter ein wenig arbeiten muß. Ich bin noch nicht reich genug, um von meinem Vermögen allein leben zu können, und meine Arbeiten gehören zu denen, welche bei allen ihren Unannehmlichkeiten zuweilen auch einen Genuß darbieten.«

»Ja wohl, lieber Freund, Sie sollen arbeiten, und ich werde stolz seyn auf Ihre literarischen Erfolge.«

»Und Sie werden zu diesen Erfolgen beigetragen haben, denn ich bin überzeugt, daß Ihre Liebe mein Talent verdoppeln wird!«

Hortensia ließ lächelnd den Kopf auf Anatole's Schulter herabsinken.

»Ich soll also Ihre Mitarbeiterin werden?« fragte sie.

»Ja, meine Mitarbeiterin, und zwar im vollen Umfange des Wortes, wenn Sie es wünschen . . . ich kann Sie versichern, daß ich schon minder geistreiche gehabt habe als Sie.«

Hortensia erröthete vor Vergnügen; der Gedanke, in ihren Mußestunden ein wenig Blaustrumpf zu werden, mußte einer Frau von ihrem Charakter nothwendig gefallen.

Anatole bemerkte diesen Eindruck und als gewandter Mann wollte er den günstigen Augenblick benützen.

Unser Dramaturg hielt zwei volle Flitterwochen für mehr als genügend. In den Theaterkreisen ist man an eine solche Zurückhaltung nicht gewöhnt.

»Ja, ja, wir werden glücklich, unendlich glücklich seyn, mein süßes Kind!« fuhr er fort, indem er die Hand, welche ihm gern überlassen wurde, mit Küssen bedeckte; »ja, mein ganzes Leben, meine Gedanken, Alles soll Ihnen gehören, Alles soll Ihnen geweiht seyn. Damit wir aber diese schöne Zukunft erreichen, müssen wir uns zuvor auch ein wenig mit der Gegenwart beschäftigen.

»Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben, Hortensia, Sie wissen, daß ich Sie ebenfalls mit leidenschaftlicher Innigkeit liebe . . . warum verweigern Sie mir also

noch immer den Beweis von Zärtlichkeit, den ich von Ihnen verlange? . . . Seit drei Tagen dringe ich mit Bitten in Sie; aber sobald ich diesen Gegenstand berühre, entfernen Sie sich jedesmal von mir, wie auch jetzt wieder . . . Ihre Blicke fliehen mich und Ihre Hand stößt mich zurück!«

Während Anatole dies sagte, hatte sich Hortensia in der That immer weiter von ihm entfernt. Sie senkte den Blick zu Boden, ihr Busen wogte heftig, sie schien von einem peinlichen Gedanken beherrscht zu werden.

»Fürchten Sie sich denn vor mir?« sprach Harblay weiter. »Wie kann man sich vor dem zärtlichsten und ehrerbietigsten Anbeter fürchten? . . . Meinen Sie, daß wir einander noch nicht lange genug kennen? . . . Die Zeit macht keinen Unterschied in der Liebe, das schwöre ich Ihnen, Hortensia! Von dem Augenblicke an, als ich Sie das erste Mal sah, habe ich Sie eben so sehr geliebt, als ich Sie jetzt liebe.«

Hortensia schwieg noch immer.

»Scheuen Sie sich, meinen Bitten und Wünschen hier in diesem Hause, das so schmerzliche Erinnerungen in Ihnen erweckt, oder in meiner Wohnung, die Sie noch nie betreten haben, nachzugeben? . . . Ich begreife diese Bedenklichkeiten und entschuldige sie . . . Befehlen Sie, theures Kind, kein Wölkchen soll Ihre Ruhe und mein Glück stören . . . wir wollen Paris verlassen und uns in Fontainebleau oder in Saint-Germain verbergen, wohin der Zufall uns führt.«

Hortensia sprach noch immer nicht.

»Antworten Sie mir, ich bitte Sie darum, ich beschwöre Sie!« rief Harblay mit Lebhaftigkeit. »Sagen Sie mir, was ich hoffen, was ich erwarten darf! . . . Wenn

auch Sie an meiner Seite nichts empfinden, so glauben Sie wenigstens, daß ich von einem verzehrenden Feuer gequält werde, und erbarmen Sie sich meiner aus Mitleid, wenn nicht aus Liebe!«

Hortensia stand auf.

Auch sie war der Meinung, daß der Augenblick zu einem entscheidenden Entschlusse gekommen sey und daß ein vierzehntägiges platonisches Verhältniß Anatole genügend dazu disponirt hatte, ihr nichts mehr zu verweigern.

Sie ging an eine Etagère, öffnete ein mit Silber und Perlmutter ausgelegtes Ebenholzkästchen und nahm ein versiegeltes Billet aus demselben.

Dieser Brief trug die Aufschrift:

»Herrn Anatole von Harblay.«

»Anatole,« sagte sie dann, zu ihrem Geliebten zurückkehrend, der noch immer auf den Knieen lag, indem sie ihm das Billet überreichte, »nehmen Sie das und verlassen Sie mich, denn Sie müssen diese Zeilen allein lesen. Und wenn Sie dieselben gelesen haben, werden Sie wissen, was Sie zu thun haben.

»Ich verlange zwei große Beweise von Liebe von Ihnen: erstens vollständige Verzeihung und dann eine Gefälligkeit. Sobald Sie zu mir zurückkehren und mir sagen: Ich liebe Sie noch immer und Sie können mein werden, ohne vor Jemanden zu erröthen, — werde ich Ihnen nichts mehr zu verweigern haben.«

. . . .

Einige Minuten später las Anatole von Harblay auf dem Boulevard beim Scheine einer Gaslaterne das geheimnißvolle Billet, welches Hortensia ihm gegeben hatte.

Er war bald damit zu Ende, denn das Billet enthielt nur etwa zwanzig Zeilen; aber wir haben allen Grund zu glauben, daß dieselben für unseren Schriftsteller höchst interessant waren, denn als er sie gelesen hatte, entschlüpfte ihm ein sehr energischer Ausdruck.

Wir müssen zu unserem Bedauern gestehen, daß dieser Ausdruck ein Fluch, ein ganz prosaischer Fluch war.

Doch wo wäre der Verliebte, der nicht zuweilen ein wenig fluchte?

Hierauf las Anatole das Billet noch einmal, als ob er trotz seines Fluches noch immer nicht hätte glauben können, was er gelesen hatte.

Aber die zwanzig Zeilen blieben die nemlichen.

Anatole steckte den Brief in die Tasche und ging nachdenkend eine Viertelstunde vor dem Bazar Bonne-Nouvelle auf und ab.

Dann blieb er wieder stehen und blickte nach dem Théâtre Gymnase.

Unser Dramaturg wohnte an der Ecke der Rue-Montmartre, und ich vermuthe daher stark, daß er in diesem Augenblicke große Lust hatte, nach Hause zu gehen.

Dieser Gedanke verweilte jedoch nur eine Secunde in seinem Kopfe.

Er machte plötzlich wieder Kehrt und sprach vor sich hin:

»Nun meinetwegen, sie ist zu schön . . . ich wäre ein Narr, wenn ich es nicht thäte! . . . Wer nichts wagt, kann auch nichts gewinnen!«

Mit diesen Worten ging er raschen Schrittes den Boulevard wieder hinab, durch die Thore Saint-Denis und Saint-Martin, und als er den Boulevard-du-Temple

erreicht hatte, trat er in eines der Theater, welche an diesem Boulevard liegen.

Den Namen dieses Theaters habe ich vergessen.

Als er bei der Billet-Controlle vorüberging, gab er dem einen Controleur einen stummen Wink, worauf dieser antwortete:

»Sogleich, Herr von Harblay.«

Anatole hatte gebeten, daß man ihm die Communicationsthür öffnen sollte, welche in jedem Theater aus den Zuschauerräumen hinter die Coulissen führt.

Der Erste, den er hier begegnete, war zufällig Der, den er suchte.

Es war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, ein Schauspieler, der für den Augenblick das Costüm eines Landmanns trug. Sein Gesicht war geschminkt, die Nase durch ein Pferdehaar empor gehalten, die Augenbrauen gefärbt und der Kopf mit einer rothen Perrücke bedeckt.

»Leonard,« sagte Harblay, indem er die Schulter des Komikers berührte, der ihn nicht hatte eintreten sehen, »ich muß einige Worte mit Ihnen sprechen. So viel ich weiß, haben Sie im letzten Acte nichts zu thun; haben Sie daher die Güte, wenn der gegenwärtige zu Ende ist, in den Foyer zu kommen, ich will Sie dort erwarten.«

»Sehr wohl, sehr wohl, ich bin zu Ihren Diensten,« entgegnete Leonard ein wenig erstaunt, »Sie haben wohl eine neue Rolle für mich?«

Harblay konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

»Sie werden es nachher erfahren,« antwortete er.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kam der Schauspieler zu unserem Dramaturgen in den Foyer.

»Wo wohnen Sie, Leonard?« fragte Harblay, indem er seinen Arm nahm.

»In der Rue-d'Hauteville.«

»Ah! . . .«

In diesem »Ah!« lag ein so sonderbarer Ausdruck, daß er dem Schauspieler auffiel.

»Aber wozu diese Frage?« setzte er hinzu, indem er den Dramaturgen neugierig ansah.

»Weil ich Sie nach Ihrer Wohnung begleiten will, wenn Sie es erlauben,« erwiederte Harblay, der sogleich seine Fassung wieder gewonnen hatte.

»So?«

»Ja, weil ich Ihnen das, um was ich Sie bitten will, nur in Ihrer Wohnung sagen kann.«

»Sie wollen mich um etwas bitten?« versetzte Leonard immer mehr erstaunt über Harblay's Ton und wie jeder Liebende ängstlich und argwöhnisch bei jedem Vorfalle, selbst wenn dieser anscheinend mit seiner Liebe gar nichts zu thun hat. Es war als ob eine traurige Ahnung in ihm aufgestiegen wäre.

Harblay machte eine bejahende Kopfbewegung.

»Und diese Unterredung muß durchaus in meiner Wohnung stattfinden?« fragte Leonard weiter.

»Ja wohl, denn, ich wiederhole es, in Ihrer Wohnung können wir uns viel besser als irgend anderswo verständigen und sogleich zu einer Entscheidung kommen.«

Leonard schloß unwillkürlich die Augen, als ob er von dem Scheine eines Blitzes geblendet worden wäre.

»Gut,« sagte er, »wir können gehen.«

Die beiden jungen Männer verließen das Theater und schlugen die Richtung der Straße Hauteville ein.

Unterwegs sprachen Sie kein Wort mit einander.

Harblay wollte nicht durch Uebereilung die Erreichung seines Zweckes gefährden.

Ueberdies war er auch nicht ganz ohne Besorgniß wegen des Resultats seines Schrittes und er fühlte sich daher nicht geneigt, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen.

Leonard ahnte instinctmäßig, daß ihm eine Gefahr drohte.

Und obgleich er noch nicht wußte, wie und wo der gefürchtete Schlag ihn treffen werde, so stählte er doch schon seinen Muth, um sich von demselben nicht zu Boden werfen zu lassen.

So erreichten die beiden Herren die Straße Hauteville.

Als Harblay in Leonards Haus trat, das bekanntlich dem gegenüber lag, in welchem Hortensia wohnte, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick nach den Fenstern der jungen Frau hinauf zu werfen.

Diese waren völlig dunkel. Ohne Zweifel lag das theure Kind schon längst im sanften Schlummer der Unschuld.

So rasch und flüchtig dieser Blick auch gewesen war, Leonard hatte ihn wohl bemerkt.

Jetzt begann sein Unglück schon eine bestimmtere Gestalt anzunehmen.

Harblay kannte also Hortensien und sie war also jedenfalls die Veranlassung seines Besuchs!

Dieser Gedanke schnürte dem unglücklichen jungen Manne die Brust zusammen.

»Kommen Sie, Herr von Harblay,« sagte er zu diesem, nachdem er sich vom Hausmeister seinen Schlüssel und

seinen Wachsstock hatte geben lassen; »ich wohne ziemlich hoch, das sage ich Ihnen vorher; aber Sie haben es gewollt.«

Bei diesen Worten zwang er sich zu einem Lächeln.

»Hat nichts zu sagen,« entgegnete Harblay in heiterem Tone; »es gab eine Zeit, wo ich auch hoch wohnte und ich entsinne mich dieser Zeit noch vollkommen. Auch kann ich Sie versichern, daß ich mich damals nicht unglücklicher fühlte als jetzt. Beranger hat ganz Recht, wenn er sagt:

Dans un grenier qu'on est bien à vingt ans! ...«

»Beranger hat auch zuweilen Unrecht,« erwiederte Leonard, der jetzt nicht mehr lächelte, denn Anatole's Heiterkeit war ihm lästig. »Man mag sagen was man will, ich bin der Meinung, daß eine Dachkammer nur dazu gut ist, um darin zu leiden und zu sterben.«

Harblay entgegnete nichts darauf.

Er sah sich in dem Dachstübchen um, in welches er eingetreten war, und obgleich die darin herrschende Dürftigkeit dem Auge so gut als möglich durch den Luxus einer genialen Unordnung verhüllt war, so blickte sie doch allenthalben deutlich genug hervor.

Leonard hatte seinen Wachsstock auf den Tisch gestellt und ein Licht angezündet.

Dann präsentirte er seinem Gaste einen Stuhl und setzte sich ebenfalls nieder, indem er sagte:

»Ich höre Sie an, Herr von Harblay.«

Anatole nahm Platz.

»Ich werde Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen,« entgegnete er, »denn ich wiederhole Ihnen, daß ich nur wenige Worte mit Ihnen zu sprechen habe ... oder viel-

mehr Sie nur bitten will, diesen Brief zu lesen und mir dann ganz offen, mit der Aufrichtigkeit eines rechtschaffenen Mannes zu antworten.«

Mit diesen Worten reichte er Leonard das Billet von Hortensien.

Der junge Künstler warf einen Blick darauf und erkannte sogleich die Handschrift.

Indessen versuchte er trotz seiner schlimmen Ahnungen und trotz der fast gewissen Ueberzeugung, daß Hortensia im Spiele war, noch immer zu zweifeln.

»Aber dieser Brief ist ja an Sie gerichtet?« stammelte er.

»Allerdings . . . lesen Sie ihn nur.«

Der Schauspieler nahm ihn mit zitternder Hand.

»Sie wollen es durchaus?« sagte er noch einmal zu Harblay.

»Ich bitte Sie darum,« entgegnete dieser.

Leonard gehorchte.

Hortensiens Billet an Anatole von Harblay lautete folgendermaßen:

»Lieber Freund!

»Ich habe Ihnen einen Fehltritt zu gestehen, und da es mir an Muth fehlt, um dies mündlich zu thun, so erlaube ich mir, den schriftlichen Weg dazu zu wählen. Sie allein können mich gegen die Folgen dieses Fehltrittes schützen.

»Ehe ich Sie kennen lernte, war ich so unbesonnen, eine Liebe zu ermuthigen, die sowohl mich als den Mann, der sie zu mir empfand, nur unglücklich machen konnte.

»Gehen Sie zu diesem Manne — es ist ein junger Schauspieler, den Sie kennen, er heißt Leonard Durand — und sagen Sie ihm, daß alles zwischen uns vergessen seyn muß . . . ja, wenn es nöthig seyn sollte, daß Sie mich lieben, und daß auch ich Sie liebe . . .

»Wenn Sie mir meine Briefe an ihn bringen, die er Ihnen gewiß zurückgeben wird, werde ich Ihnen auf den Knieen dafür danken.

»Später will ich Ihnen dann, wenn Sie es verlangen, meine ganze Vergangenheit mittheilen.

»In jedem Falle dürfen Sie stets überzeugt seyn . . . das schwöre ich Ihnen bei meinem Leben — daß diese ganze traurige Angelegenheit nur auf einer jugendlichen Uebereilung, auf einer vorübergehenden Unbesonnenheit beruht.

»Ich erwarte Sie.

Hortensia.«

Als Leonard diese schändlichen, herzlosen Zeilen gelesen hatte, entfiel das Papier, welches dieselben enthielt, seiner Hand und er sank unbeweglich, mit starrem Blicke, wie vernichtet in seinen Stuhl zurück.

Wir würden es vergebens versuchen, die Qualen des Unglücklichen in diesem fürchterlichen Augenblicke zu beschreiben.

Als Harblay die stumme Bestürzung, den irren Blick und die todtenbleichen Züge des jungen Schauspielers bemerkte, sah er zu spät ein, daß hier nicht von einer dramatischen Bühnenscene die Rede war, und daß er vielleicht doch Unrecht gethan hatte, so viel zu wagen.

Wer weiß übrigens, ob er es nicht auch ein wenig bereuete, einem verschmähten Liebhaber in die Arme gelau-

fen zu seyn, denn Hortensia gestand in ihrem Briefe nicht nur ihren »Fehltritt,« sondern zu gleicher Zeit auch, daß sie ihn, Harblay, liebte.

Plötzlich machte Leonard eine Bewegung, über welche Anatole zuerst heftig erschrak.

Aber die Bewegung des jungen Künstlers war vollkommen harmlos.

Er öffnete vermittelst eines kleinen Schlüssels, den er aus seiner Westentasche nahm, den Kasten des Tisches, an welchem er den Brief gelesen hatte.

Im nächsten Augenblicke warf er Anatole ein Packet vor die Füße.

Dieses Packet enthielt Hortensiens Briefe.

»Herr Durand!« rief Harblay entrüstet.

Leonards Verfahren war in der That sowohl für unseren Dramaturgen als auch für Hortensien nichts weniger als schmeichelhaft.

»Nun?« erwiederte Leonard, indem er einige Schritte auf Harblay zu kam.

»Verzeihen Sie, ich bin im Unrecht,« versetzte Harblay sogleich. »Ich kann mir leicht denken, was Sie empfinden müssen . . . aber wenn Sie wüßten . . .«

Leonard zeigte dem Schriftsteller mit einer Geberde stolzer Verachtung die Thür, indem er sagte:

»Ich will nichts weiter hören, mein Herr! entfernen Sie sich! . . . Sie haben alle Briefe der Madame Hortensia Becquet . . . hören Sie wohl, alle! . . . Lesen Sie sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Sie werden darin finden, was eine Frau wie sie, einem Manne wie mir in unbesonnener Uebereilung schreiben kann!

»Und nun leben Sie wohl . . . O, Sie können in Gottes Namen gehen, ohne sich umzusehen, Herr von Harblay . . . Sie haben durchaus nichts zu fürchten! . . . Vorhin hatte ich in der That nicht übel Lust, Sie zu ermorden . . . ja, Sie zu ermorden! Aber es ist vorüber, gänzlich vorüber. Also gehen Sie! ich will lieber unglücklich seyn, wie ich es bin, als glücklich, wie Sie es seyn werden! . . .«

VIII.

Der erste Geliebte.

Wir führen unsere Leser in ein kleines Zimmer des Gasthofes »zur Glocke« in Compiègne.

Es hatte eben am Rathhause zehn Uhr geschlagen. Draußen herrschte schon tiefe Stille — denn in der Provinz geht man frühzeitig zu Bett — und im Hause hörte man nur noch die Stimme des Wirthes und der Wirthin, welche ihren Leuten die letzten Befehle gaben, so wie das Geräusch der Thüren und Fensterläden, welche verschlossen wurden.

In dem erwähnten kleinen Zimmer erblicken wir einen hübschen jungen Mann und eine reizende junge Dame, welche zu beiden Seiten eines Tisches, auf dem zwei Lichter brannten, schweigend einander gegenüber stehen. Der Erstere hatte seinen Hut in der Hand und beobachtete eine demüthig schüchterne Haltung, als ob er einen Befehl erwartete; Letztere war noch frisirt, hatte ihre Mantille noch über den Schultern und ihre Augen waren zu Boden gerichtet. Beide

schienen nicht daran zu denken, daß zwei Schritte von ihnen ein breites Bett mit zwei Kopfkissen stand, dessen Deckbett vor einigen Minuten zurückgeschlagen worden war, und das sie zur gemeinschaftlichen Ruhe einzuladen schien.

Der junge Mann sah traurig und niedergeschlagen, die junge Dame ernst und besorgt aus.

Nein, es war unmöglich, daß diese beiden jungen Leute auf dem Punkte stehen konnten, das höchste irdische Glück zu genießen! sie hätten dann gewiß nicht so mißmuthig und betrübt ausgesehen.

Amor, schamloser Heuchler! vollendeter Meister in der Declamation und Mimik! erfahrener Professor der Schauspielkunst, was sagst Du dazu? . . .

O, ja! diese beiden jungen Leute wußten allerdings, daß sie sehr bald, zärtlich umschlungen, dieses für sie bestimmte Lager theilen würden.

Erstens, weil sie einander gegenseitig gefielen, dann weil sie einander zu lieben glaubten, und endlich, weil sie Beide zu einem gewissen entscheidenden Punkte gekommen waren: sie zur äußersten Grenze der Weigerung, er zur äußersten Grenze der Geduld.

Dem ungeachtet hatte sie eben in einem eiskalten und zugleich bewegten Tone zu ihm gesagt:

»O, ich bitte Sie, Anatole, lassen Sie mich allein! gehen Sie! . . . Nur heute nicht, wenn Sie mich lieben!«

Und er hatte ihr darauf mit einem wehmüthigen Ausdrucke geantwortet:

»Es ist gut! Sie stoßen mich also von sich und vergessen Ihren Eid? . . . Nun, so leben Sie wohl, Hortensia, leben Sie wohl.«

Es ist so angenehm, sich zu belügen, wenn man weiß, daß man einander bald die ganze Wahrheit sagen wird! Es ist so angenehm, die Zukunft zu läugnen, wenn man sie in Händen hat! . . . Es ist so süß, mit dem Glücke zu spielen, wenn das Glück mit sich spielen läßt! . . .

Anatole von Harblay und Hortensia waren um zwei Uhr Nachmittags in Compiègne angekommen und hatten, nachdem sie eine leichte Mahlzeit eingenommen, eine Spazirfahrt durch den Wald gemacht.

Das Wetter war prächtig, die Luft war mild und der Himmel rein. So hatten die beiden Liebenden, in dem bescheidenen Wagen dicht nebeneinandersitzend, zuerst einige Stunden damit zugebracht, sich an dem Anblicke der Wald- und Wiesenpartien zu weiden.

In der Nähe von Pierrefonds waren sie ausgestiegen, um den Duft des herrlichen Waldes mit noch mehr Muße zu schlürfen.

Sie waren durch das Dorf Pierrefonds gegangen, hatten den dortigen Miniatursee betrachtet, die Ruinen des alten Schlosses Ludwigs von Orleans mit ehrerbietiger Neugierde bewundert, und waren dann eben so eng an einander geschmiegt, aber weniger gesprächig, nach Compiègne zurückgefahren.

Unterwegs begann es schon dunkel zu werden.

In dem Augenblicke endlich, wo wir sie im Gasthause wieder finden, waren sie, wie wir gesehen haben, auffallend still und gedankenvoll.

Es war zehn Uhr vorüber.

Anatole hatte Hortensien wiederholt gebeten, ja zu sagen, sie aber hatte nein gesagt, und obgleich Beide dieses Nein durchaus nicht für aufrichtig hielten, so hatten sie

sich doch so gestellt, als ob es ernstlich gemeint wäre, um bald nachher darüber zu spötteln, wenn sie einander bewiesen haben würden, daß sie Beide einander getäuscht hatten.

. . . .

Harblay ging einen Schritt auf die Thür zu.

Hortensia streckte die Hand nach ihm aus.

»Nun?« sagte er, indem er stehen blieb und sie mit ängstlicher Spannung betrachtete.

Dies hieß mit anderen Worten: »Wir haben lange genug Komödie gespielt . . . ich dächte wir legten endlich unsere Masken ab.«

»Aber wenn Sie mich dann nicht mehr liebten! . . .« entgegnete Hortensia.

Das hieß so viel als: »Ich bin ganz Ihrer Meinung und verweigere Ihnen nichts mehr.«

Er eilte auf sie zu und umschlang sie mit beiden Armen.

In einem Nu war sie ihres Hutes, ihres Shawls und ihrer Mantille entkleidet.

Sie ließ es geschehen und ihr Busen wogte stürmisch vor Vergnügen . . . vielleicht auch ein wenig vor Scham . . .

Er war ja ihr erster Geliebter!

Plötzlich wollte er, durch den günstigen Erfolg ermuthigt, noch mehr wagen.

Eine Frau ist noch immer viel zu sehr verhüllt, selbst wenn sie weder Shawl, noch Hut, noch Mantille mehr hat!«

Mit einer gebieterischen Handbewegung befahl sie ihm, inne zu halten.

»Anatole,« sagte sie dann, »noch ein Wort, ein einziges Wort! ich bitte Sie darum!«

Harblay gehorchte mit Widerstreben.

»Was denn?« fragte er.

»Seitdem Sie mir jene unseligen Briefe gebracht, die wir zusammen verbrannt haben, lieber Freund,« fuhr Hortensia in feierlichem Tone fort, »ist zwischen uns noch nicht wieder von dem Manne die Rede gewesen, an den ich diese Briefe unbesonnenerweise geschrieben hatte. Ich danke Ihnen für diese Discretion, wie ich Ihnen damals für den Beweis von aufopfernder Liebe dankte, den Sie mir gegeben hatten. In diesem Augenblicke aber muß ich noch einmal von Leonard Durand mit Ihnen sprechen. Ich wünsche, daß sein Name hier noch einmal genannt wird, um Ihnen zu sagen, Anatole . . . hören Sie wohl, um Ihnen zu sagen, daß Sie diese Briefe, die Sie Ihrer Versicherung nach nicht gelesen haben, hätten lesen können, ohne daß ich hätte erröthen müssen und ohne daß sie Ihnen Kummer verursacht haben würden . . . um Ihnen zu sagen, daß Sie der erste Mann sind, den ich liebe, und daß Sie allein . . .«

Ein Kuß unterbrach Hortensien und verschloß ihr den Mund.

»O, Du bist ein Engel, Minette!« rief Anatole entzückt. »Ja, ich glaube Dir! hörst Du wohl? ich glaube Dir!«

Minette — diesen Katzenbeinamen, den Anatole ihr gab, sollte sie hinfür behalten — Minette nahm diesen Ausbruch leidenschaftlicher Zärtlichkeit freundlich auf und zog ihre Krallen völlig ein.

. . . .

Was lernte sie in dieser Nacht?

Nichts.

Sie hoffte indessen viel zu lernen.

Und was lernte Anatole von Harblay?

Nichts weiter, als daß er eine hübsche Geliebte hatte. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie ihm deshalb nur um so treuer bleiben werde.

Leider sollte dies gerade die Ursache werden, daß Minette ihm nicht treu blieb.

Daraus kann man die Lehre ziehen, daß es nichts Gefährlicheres gibt als den Besitz einer Geliebten, welche ihr Leben damit zubringt, dem Unbekannten nachzujagen.

IX.

Die Liebe.

Wer die Qualen einer zertrümmerten Liebe, einer durch Verrath, Treulosigkeit, Undankbarkeit und Schändlichkeit zertrümmerten Liebe begreifen will, der muß sie selbst empfunden haben!

Wer sie beklagen will, wie sie es verdient, der muß selbst ihre Leiden kennen gelernt haben.

Ich weiß wohl, daß es viele Leute gibt, welche die Existenz der Liebe und foglich auch ihre Qualen läugnen . . . und wahrscheinlich auch ihre Freuden.

Aber solche Menschen läugnen ohne Zweifel auch vieles Andere, und an sie wende ich mich nicht.

Die Menschen, denen Alles gleichgiltig ist, sind mir im Allgemeinen sehr gleichgiltig.

Aber es gibt auch andere — zum Glück für die Gesellschaft — die sich vor einer Thräne verbeugen, die einen Seufzer achten und durch ein Wort von Mitleid erfüllt werden.

Diese haben geliebt.

Und diese frage ich, ob es nicht wahr ist, daß die Qualen, welche Geringschätzung und Treulosigkeit verursachen, für das Herz nicht die schrecklichsten sind.

Ich frage sie, ob es nicht wahr ist, daß in diesem Falle das Leben nur an einem Haare zu hängen scheint, welches man ohne Bedauern zerreißen sehen würde.

Ich frage sie, ob es nicht wahr ist, daß man sich in diesen entsetzlichen Augenblicken so weit vergessen kann, daß man Gott verläugnet, der in seiner unerschöpflichen Güte Trost für alle Unglücklichen geschaffen hat . . . nur für die Unglücklichen nicht, welche lieben und nicht mehr geliebt werden!

. . . .

Ich will es nicht versuchen, die Nacht zu schildern, welche Leonard Durand nach dem Abend zubrachte, an welchem Harblay bei ihm gewesen war, um Hortensiens Briefe von ihm zurückzuverlangen.

Dante hat in seiner Beschreibung der Hölle diese Art der Qualen mit Unrecht vergessen.

Zuerst rannte er in seinem Zimmer umher, wie ein wildes Thier in seinem Käfige, oder wie ein Wahnsinniger in seiner Zelle.

Dies dauerte etwa vier Stunden.

Man überlege was es heißt, vier Stunden lang wie ein wildes Thier von Rachegedanken gepeinigt und verfolgt zu werden, nur an Mord und Todschlag zu denken . . . vier Stunden lang fortwährend einen rasenden Schmerz zu empfinden! . . .

Es war ihm, als ob sein Kopf durch einen Schraubstock zusammengepreßt und zerquetscht würde.

Dann blieb er plötzlich stehen und öffnete das Fenster, denn er glaubte zu ersticken.

Die kühle Nachtluft traf seine Stirn . . . er erblickte den glänzend gestirnten Himmel . . . und er erinnerte sich, daß er noch lebte.

Während aber sein Verstand zurückkehrte, fühlte er zu gleicher Zeit auch seinen Schmerz immer heftiger.

Er richtete den Blick starr auf ein Fenster des gegenüberliegenden Hauses.

Es war das Fenster Hortensiens . . . das Licht, welches schon Harblay beim Eintreten in Leonards Haus bemerkt hatte, schimmerte noch durch die Gardinen.

»Sie schläft sanft und zufrieden!« dachte der unglückliche junge Mann; »sie ist glücklich und träumt von ihm, den sie liebt! . . . O, entsetzlich!«

Mit einer unwillkürlichen Bewegung lehnte er sich aus dem Fenster und maß mit dem Blicke die Entfernung, welche zwischen ihm und dem Straßenpflaster lag.

Aber Gott wollte es nicht, daß Leonard durch Selbstmord endete.

Während er hinunterstarrte in die finstere Tiefe, legte der Unglückliche seine rechte Hand auf die Brust, um die Schläge seines Herzens zu hemmen; und dabei berührte er einen Gegenstand, der seine Hand wie ein elektrischer Funke traf.

Es war eine feine Haarkette, die er von seiner Mutter geerbt hatte.

Er hatte seine Mutter zärtlich geliebt und hielt ihr Andenken hoch in Ehren.

Leonard trat zurück vom Fenster, indem er dumpf vor sich hin murmelte:

»Nein! nein! nein!«

So antwortete er dem Tode, der ihn gerufen hatte.

Er sank auf einen Stuhl und brach in Thränen aus.

Jetzt war er gerettet, gerettet durch seine Mutter!

O heilige Mütter, seyd gesegnet und gepriesen, denn Gott hat Euch die ewige Gnade gewährt, im Leben wie im Tode über eure Kinder zu wachen!

. . . .

Leonard Durand hate eine ziemlich gute Erziehung genossen.

Durch den Tod seines Vaters aber, eines rechtschaffenen Kaufmanns, war er frühzeitig sich selbst überlassen worden; sein Umgang mit Sängern und Schauspielern hatte eine entschiedene Neigung zum Theater in ihm geweckt, und in Folge dessen hatte er eines Tages zu seiner Mutter gesagt:

»Mutter, ich habe Lust, Schauspieler zu werden.«

Und Madame Durand, die es nicht wagte, gegen die Beschlüsse ihres Sohnes Einwendungen zu machen, weil sie fürchtete, ihm weh zu thun, wenn sie sich einem einzigen seiner Wünsche widersetzte, hatte ihren Sohn Schauspieler werden lassen.

Leonard debütirte als jugendlicher Liebhaber, war aber in diesem Rollenfache so abscheulich, daß sein Director, nachdem er ein halbes Jahr lang die Zielscheibe höhnischer Witze — welche für einen Schauspieler noch weit schlimmer sind als offene Aeußerungen des Mißfallens — von Seiten des Publicums gewesen war, eines Abends zu ihm sagte:

»Ich rathe Ihnen wohlmeinend, lieber Durand, einer Laufbahn zu entsagen, für die Sie nicht geschaffen sind.

Ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß Sie es nicht weit bringen werden. Wollen Sie mich gutwillig verlassen, so wird mir dies Vergnügen und Ihnen Ehre machen. Was meinen Sie dazu?«

Leonard lächelte.

Er war ein verständiger junger Mann und hatte sich schon seit langer Zeit selbst als Künstler streng geprüft. In Folge dessen mußte er eingestehen, daß er sich selbst schon zwanzigmal das Nämliche gesagt hatte, was ihm jetzt ein Anderer sagte.

Seit einigen Tagen aber keimte ein Gedanke in Leonards Kopfe, und diesen Gedanken brachten die Worte des Theaterdirectors zur Reife.

»Herr Director,« antwortete er daher diesem in heiterem Tone, »zuerst versichere ich Sie, daß ich ganz Ihrer Meinung bin. Ja, auch ich glaube, daß es mir beim besten Willen und mit der größten Anstrengung schwer werden würde, ein zweiter Bressant zu werden. Wenn man sich aber auch nicht zum Liebhaber eignet — ich meine natürlich in künstlerischer Beziehung — so geht daraus noch nicht hervor, daß man sich auch zu nichts Anderem, zum Beispiel zum Komiker eignet.

»Ich habe noch ein halbes Jahr Contract mit Ihnen. Ich erlaube mir daher, Sie zu fragen, ob Sie mir die erste kleine komische Rolle in Ihrem nächsten Drama übertragen wollen. Wenn ich in dieser Rolle eben so wenig komisch bin, als ich bisher sentimental war, dann gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ohne weiteres die Bühne für immer verlassen werde.«

Der Director überlegte sich die Sache.

»Ich habe in der That schon viele Schauspieler gekannt, welche in einem Fache abscheulich, in einem anderen aber ganz allerliebst waren,« erwiederte er dann. »Es gilt einen Versuch, mit dem ich nicht viel riskire. Morgen wird ein fünfactiges Stück von Alexander Dumas vorgelesen, in dessen erstem Acte ein junger Bauernbursche vorkommt, welcher allerdings nur in zwei Scenen zu thun hat, die aber höchst ergötzlich sind. Diesen Bauernburschen sollen Sie spielen. Dumas wird vielleicht dagegen protestiren, aber ich nehme die Sache auf mich.«

»Ich danke Ihnen,« entgegnete Leonard. »Glauben Sie mir, Dumas wird nicht protestiren.«

Und Dumas protestirte wirklich nicht.

Erstens deshalb, weil er als erfahrener und gewandter Bühnendichter schon in den Proben sogleich bemerkte, daß Leonard, der gewesene jugendliche Liebhaber, vortreffliche Anlage zum Komiker hatte, so daß er diesen, der allerdings bei dem ersten Versuche noch ein wenig befangen war, ermuthigte und mit seiner imponirenden Stimme den Spöttern und Schwachköpfen, die nicht begreifen wollten, daß ein Schauspieler wohl ein schlechter Liebhaber, aber deshalb doch ein guter Komiker seyn kann, Stillschweigen gebot.

Und dann, weil Leonard in der ersten Vorstellung des Dramas wirklich ausgezeichnet war.

Der junge Mann erntete in den beiden Scenen, welche dem Publicum viel zu kurz dünkten, stürmischen Applaus, und von diesem Tage an war ihm ein Platz im ersten Range unter den besten Komikern der Hauptstadt angewiesen.

Wenn man jedoch auch irgendwo einen Platz ange-

wiesen erhält, so folgt daraus nicht immer, daß man ihn auch sogleich einnehmen kann.

So ging es auch Leonard.

Als der rechtschaffene Director sah, daß der Ruf des jungen Künstlers, den er vor sechs Wochen hatte fortschicken wollen, begründet war, beeilte er sich allerdings zu ihm zu sagen: »Ich behalte Sie dieses Jahr und das nächstfolgende.«

Ja, es wurde sogar versichert, daß er in seiner Generosität so weit ging, Leonards Gage aus freiem Antriebe zu verdoppeln.

Dann aber entstand ein Halt in der aufsteigenden Bewegung, welche den jungen Künstler so rasch emporgehoben hatte.

Den Mittelmäßigen wird stets Jedermann unterstützen. Der liebenswürdige Herr, den man »Jedermann« nennt, protegirt gern die Schwachen.

Dem ungewöhnlich Begabten aber wird der nemliche Herr den Rücken zukehren oder ihn doch nur mit Widerwillen ansehen, so lange er nicht den Muth hat, ihm auf die Schultern zu springen, ihm einen Zaum anzulegen und ihm zuzurufen:

»Willst Du mich wohl auf meinen Platz tragen, Dummkopf?«

Dies Alles sagen wir nur, um zu erklären, warum Leonard Durand, nachdem er schon seit sechs Monaten ein talentvoller und allgemein beliebter Schauspieler war, noch immer in einer Mansarde wohnte.

Uebrigens hatte auch alles Andere dazu beigetragen, damit Leonard arm blieb.

Erstens war seine Mutter gestorben und hatte ihre Leibrenten mit ins Grab genommen, das einzige Vermögen, das ihr Gatte ihr hinterlassen.

Dann hatte Leonard Durand, theils aus Kummer über den frühen Verlust beider Eltern, theils aus angeborner Menschenscheu, in den Tag hinein gelebt, ohne sich umzusehen, ohne eine Stütze zu suchen.

In Folge dessen brachte er fast beständig seine Zeit in einem Estaminet am Boulevard zu, das von allen Schauspielern der umliegenden Theater frequentirt wurde und in welchem er rauchte und trank.

Auch verschmähte er die leichtfertigen Theaterliebschaften, weil sich unter seiner anscheinenden Heiterkeit und Resignation eine tiefe Melancholie und ein finsterer Lebensüberdruß verbarg.

So kam es, daß unser junger Künstler sich in seinem sechsundzwanzigsten Jahre keinen andern Ruhm erworben hatte als den, ein leidenschaftlicher Raucher zu seyn und bei seinen Collegen für einen muthwilligen Spaßvogel zu gelten.

Nur Wenige erblickten in ihm einen Schauspieler, dem noch eine große Zukunft bevorstand.

Demungeachtet langweilte er sich entsetzlich und fragte sich oft, ob er zu nichts anderem in der Welt tauglich sey, als um Tabak zu rauchen und sich über lächerliche Menschen lustig zu machen, anstatt eine Stellung zu erobern, die seiner würdig war.

Ganz besonders aber grämte er sich darüber, daß er keinen Menschen liebte und von keinem Menschen geliebt wurde! . . .

. . . .

Eines Tages endlich . . .

Aber wozu sollen wir uns über den ersten Verlauf des kurzen Liebesverhältnisses zwischen Leonard und Minette ausführlich verbreiten? . . . Wir haben von dieser Frau noch so viel zu erzählen, daß wir unsere Kräfte sparen wollen . . . vielleicht auch unsern Muth.

Er hatte sie zum ersten Male an ihrem Fenster gesehen, und er hatte sie zu lieben gewagt, weil sie ihm zuerst freundlich zugelächelt hatte.

Das arme Minettchen lebte ja damals so unglücklich mit ihrem Gatten! . . .

Eines Morgens war er mit ihr in der Kirche zusammen getroffen und sie hatten mit einander gesprochen; darauf hatte sich ein Briefwechsel zwischen ihnen entsponnen.

Dies Alles geschah übrigens mit einer echt castilianischen Sittsamkeit.

Sie sahen einander täglich in der Kirche Notre-Dame-de-Bonne-Nouvelle, sprachen kaum einige Worte zusammen und schrieben einander Briefe.

Dies war Alles.

Wahrhaftig, Minetten fehlte nichts als die schwarze Mantille vor dem Gesicht, und Leonard nichts als der breitrandige Hut und der spanische Mantel.

Dies dauerte so ungefähr drei Wochen.

Der Leser weiß so gut wie ich, wie es endete.

Der arme Leonard! warum begnügte er sich aber auch mit einer brieflichen Liebe! . . .

Madame Hortensia wurde dieses platonisch-literarischen Gefühlsaustausches wahrscheinlich überdrüssig.

Ueberdies war ja Leonard auch am Ende nichts als ein armseliger Histrione! . . .

. . . .

An einem Juniabende — ungefähr acht Tage nach dem Besuche, mit dem Anatole Harblay ihn beehrt hatte — sah man Leonard Durand in das Estaminet treten, von dem wir vorhin gesprochen haben.

Das Kaffehhaus war an diesem Abende sehr zahlreich besucht. Die Gesellschaft bestand aus Schriftstellern und Schauspielern, aus den Freunden dieser Schriftsteller und Schauspieler und aus den Freunden dieser Freunde.

In Paris herrscht in gewissen Kreisen eine wahre Sucht, mit Allem, was mit dem Theater zusammenhängt, Bekanntschaft zu machen und Umgang zu pflegen. In Bezug auf Freundschaft und Liebe gibt es eine Menge Leute, welche in große Verlegenheit gerathen würden, wenn man zu ihnen sagte:

»Suchet euer Glück und euer Vergnügen anderwärts, das Theater ist Euch verboten.«

Wir müssen auch gestehen, daß man beim Theater die wahre Liebe am wenigsten ausübt, dafür aber am besten zu lieben s c h e i n t.

Der Glaube macht selig.

Leonard Durand hatte seit vollen sechs Wochen sein Estaminet nicht betreten.

Sein Erscheinen wurde daher mit einem donnernden Hurrah begrüßt.

»Leonard! Leonard!« rief man von allen Seiten; »Leonard, der Wiederauferstandene!«

Er sah in der That aus, als ob er dem Grabe entstiegen wäre.

Er war blaß und abgemagert, sein Bart, den er hatte wachsen lassen, entstellte ihn noch mehr und sein gewöhnlich nachlässiger Anzug war an diesem Abende unordentlich, fast unsauber.

Er ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen, die ihn staunend betrachteten und ihn beim Namen riefen; dann setzte er sich nieder und sagte mit einem erzwungenen Lächeln:

»Man kann also nicht mehr hierher kommen, nachdem man eine Zeit lang weggeblieben ist, ohne unter diesen Herren ein wahres Gebrüll hervorzurufen? . . . Es wurde mir langweilig, mich mit Euch zu langweilen, deshalb blieb ich weg; jetzt gefällt es mir zurück zu kehren, um mich von neuem zu langweilen . . . was ist dabei so Wunderbares?«

»Leonard spielt jetzt die Buridan!« rief eine Stimme. »Wie komisch!«

»Nein, die Buridan spiele ich nicht,« entgegnete Leonard mit einem bitteren Gelächter, »wohl aber die Georges Dandin!«

»Wie? die Georges Dandin?« versetzte ein Anderer; »Du bist also während deiner Abwesenheit verliebt gewesen und hast den Laufpaß bekommen? . . . Das ist ein schlechtes Geschäft, mein Theurer, und Du bist auch nicht fett dabei geworden, wie Figura zeigt!«

Leonards Hände ballten sich krampfhaft und seine Augen funkelten.

Man hatte, ohne es zu wissen, eine blutende Wunde seines Herzens berührt.

Doch er hatte selbst die erste Veranlassung dazu ge-

geben, und deshalb schwieg er ... er hatte schon zu viel gesagt.

Die Verzweiflung ist zuweilen geschwätzig, ohne es zu wollen.

»Meine Pfeife und einen Schoppen!« rief Leonard.

Und er rauchte und trank.

Ein gewisser Desgrigny, ein Mensch, wie man sie nur in Paris findet, der Alles trieb und doch eigentlich nichts that, setzte sich neben Leonard, um seinen Humor anzuregen, an welchem er immer großes Vergnügen fand.

»Aber sag' mir nur, mein Alter,« hob er an, »wo hast Du denn eigentlich die letzten sechs Wochen gesteckt? ... Hast Du Dich etwa deshalb aus der Circulation zurückgezogen, um ein Trauerspiel zu schreiben? Sieh Dich vor, mein Junge, denn ich kann Dir sagen, daß Du in dieser Zeit verteufelt herunter gekommen bist. Früher warst Du hübsch, jetzt bist Du häßlich; früher warst Du beinahe eitel, jetzt knüpfst Du kaum dein Halstuch ordentlich zusammen; früher war dein Auge glänzend, jetzt ist es matt. Wenn Du in deine Einsiedelei zurück kehrst, so rathe ich Dir wenigstens, Dich auf's Vaudeville zu werfen; die komischen Verse werden deinen Körper gewiß nicht so ruiniren, wie die Alexandriner.«

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Anrede.

Leonard allein blieb kalt und gleichgiltig.

Indessen reichte er dem Sprecher die Hand und erwiederte ihm:

»Was Du eben gesagt hast, lieber Freund, ist wirklich nicht übel und ich muß Dir zu deinem guten Humor gratuliren. Leider aber bin ich nicht in der Stimmung, um Dir in dem nemlichen Tone zu antworten. Darum spare

deinen unnöthigen Aufwand an Witz. Doch jede Mühe verdient ihren Lohn . . . Sieh hier! . . .«

Mit diesen Worten nahm Leonard sein Portemonnaie aus der Tasche und ließ sechs oder acht Louisdor darin klingen.

»Sieh, hier ist Geld,« fuhr Leonard fort. »Bestelle ein Souper, aber ein anständiges Souper, mit Champagner, Madeira, Trüffeln und Krebsen . . . ich bezahle. Das heißt aber Damen mußt Du herbeischaffen, gleichviel woher . . . meinetwegen mögen sie von den Délassements oder den Folies *) seyn . . . Doch Du kennst so viele, daß es Dir nicht schwer werden wird, einige aufzutreiben. Ich will mich einmal amusiren.«

Desgrigny war mit freudestrahlendem Gesicht schon aufgestanden.

»Du scherzest doch nicht?« sagte er zu Leonard; »dein Portemonnaie soll wirklich springen?«

»Ja wohl, das ganze Portemonnaie, selbst der Stahlbügel, wenn Du willst.«

»Gut; in zwei Stunden bei Bonvalet.«

»Ich komme, verlaß Dich darauf.«

Desgrigny eilte fort.

. . . .

Zwei Stunden später saßen Leonard und Desgrigny bei dem Restaurateur Bonvalet — einem renommirten Speisewirth am Boulevard-du-Temple — an einem reich besetzten Tische zwischen vier jungen Mädchen von den beiden genannten Theatern, welche Desgrigny Gott weiß wo aufge-

*) Die Namen zweier Pariser Boulevardtheater.
Anm. d. Uebers.

gabelt hatte und die sehr geneigt waren, sich einmal tractiren zu lassen und eine Nacht zu durchschwärmen.

Der Champagner floß in Strömen und schallendes Gelächter und zweideutige Aeußerungen durchkreuzten sich wie ein Tirailleurfeuer.

Dann und wann leerte auch Leonard sein Glas und stimmte in das fröhliche Gelächter ein oder gab einen guten Witz zum Besten.

Aber seine Heiterkeit glich der seiner Tischgenossen gegenüber einer Rakete im Sonnenschein.

Sie war matt, erzwungen, unnatürlich.

Uebrigens kümmerten sich Desgrigny und die Damen wenig darum, ob ihr Amphitryon wirklich heiter gelaunt war oder nicht. Sie aßen und tranken gut ... alles Andere war ihnen ziemlich gleichgiltig.

Es war zwei Uhr Morgens.

Die kleine Gesellschaft hatte so wacker geschmaust und gezecht, daß sie nicht mehr unterscheiden konnte, was sie aß, was sie trank und was sie sprach.

Nur Leonard war bei dem Gelage vollkommen ruhig und vernünftig geblieben.

Er hatte sich indessen ebenfalls betrinken wollen.

Aber der Wein vermag nichts über den Gedanken. Wenn man vergessen will, vergißt man nie. Der Kopf läßt sich nicht betäuben, wenn das Herz wacht.

Je lärmender und ausgelassener seine Tischgenossen wurden, um so trauriger und schweigsamer wurde er.

Seine Melancholie erreichte endlich einen so hohen Grad, daß er es nicht mehr aushalten konnte und daß der Jubel seiner vergnügten Gäste ihm unerträglich wurde. Er sah ein, daß er sich gewaltig geirrt hatte, indem er es versuchen

wollte, sich um jeden Preis zu zerstreuen und daß es besser sey, den Thränen freien Lauf zu lassen, als sich in fremder Gesellschaft einer erzwungenen Heiterkeit hinzugeben, wenn ein tiefer Gram am Herzen nagte.

Er stand plötzlich auf, ließ auf seinem Platze die Goldstücke zurück, die er bei sich hatte, und schlich sich unbemerkt aus dem Zimmer.

Als er den Boulevard betrat, athmete er auf. Die Straßen waren verödet, er konnte ungestört umhergehen und seinen Gedanken nachhängen.

»Ich habe mein Geld doch nicht unnütz ausgegeben,« sagte er zu sich selbst, während er noch einen Augenblick mit wehmüthigem Lächeln auf das heitere Gelächter seiner Tischgenossen horchte; »sie sind wenigstens glücklich.«

Er kam bei seinem Theater vorüber.

Habt Ihr schon bemerkt wie öde und düster ein Theater des Nachts aussieht, wenn es menschenleer und alle Lichter ausgelöscht sind? . . .

Leonard warf einen Blick auf das dunkle Gebäude.

»Mein Gefängniß!« sprach er vor sich hin. »O, wenn ich frei, wenn ich reich wäre! . . .«

Er seufzte tief auf. Wäre er frei und reich gewesen, so hätte er vielleicht Hortensiens Liebe noch besessen.

Welch' ein Mangel, welch' ein Gebrechen ist doch die Armuth! . . . Dies ist so wahr, daß ein Armer weder das Recht hat zu lieben, noch geliebt zu werden.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, erreichte Leonard die Rue-Hauteville und sein Haus.

Seit acht Tagen hatte der unglückliche junge Mann alle Stadien der Verzweiflung durchgemacht. Diesen Abend war der Augenblick der Resignation für ihn gekommen.

Er blieb stehen, das Gesicht gegen das Haus gewendet, in welchem die Treulose, die Undankbare, die Meineidige ruhte.

Seine Augen hefteten sich ruhig auf das Fenster, hinter dem sie schlief und das er seit acht Tagen so oft mit rasender Wuth betrachtet hatte.

Und in einer Art geistiger Extase entschlüpften dem Verlassenen die Worte:

»Was Du auch gethan hast und was Du auch noch thun magst, ich verzeihe Dir Alles, denn ich liebe Dich trotzdem und werde Dich ewig lieben!

»Sey glücklich mit dem, den Du mir vorgezogen hast . . . wandle dein ganzes Leben hindurch auf Rosen . . . gehe ruhig und in Frieden dem Alter entgegen, ohne einen Schmerz, ohne eine Thräne!

»Vergiß mich, wenn Du mich nicht schon vergessen hast . . . Ich werde unglücklich, arm und traurig bleiben, aber ich mag Dich nicht vergessen.

»Du hast mich von Dir gestoßen . . . ich werde Dich von ferne begleiten. Du hast mir befohlen, Dich nicht mehr zu lieben . . . aber ich liebe Dich, hörst Du wohl? ich liebe Dich! ich liebe Dich! . . . Ich verzeihe Dir und ich liebe Dich! . . .«

. . . .

Am folgenden Morgen wollte Hortensia mit Anatole von Harblay nach Compiègne fahren! . . .

X.

Alte Liebe.

Der Februarschnee fiel in dichten Flocken auf die Stadt Fontainebleau hernieder.

Das Gesicht in einen dicken cache-nez von Kaschemir vergraben und den Kragen des Paletots über die Ohren heraufgeschlagen, schellte ein Mann, der aus dem Omnibus des Pariser Bahnhofes ausgestiegen war, an der Thür eines Hauses in der Rue-de-Paris, einer der schönsten Straßen der genannten Stadt, in der es an diesem Tage so heftig schneite.

Die Thür wurde geöffnet, aber nicht von einem Hausmeister — denn dieser Zweifüßler ist in der Provinz noch nicht so allgemein verbreitet wie in der Hauptstadt (glückliche Provinz!) — sondern durch die Hand eines Dienstmädchens, einer kräftigen Bauerndirne von ungefähr zwanzig Jahren.

Als das Mädchen den Herrn erkannte, den sie eingelassen hatte, rief sie aus:

»Ach, Sie sind es, Herr Rigaut? . . . O, wie wird sich Madame freuen; denn bei diesem abscheulichen Wetter hat sie Sie gewiß nicht mehr erwartet!«

»Wenn ein Mann in meinen Jahren erwartet wird, Katharine,« entgegnete der Herr in heiterem Tone, indem

er den Schnee von seinen Kleidern schüttelte, »so muß er kommen, selbst bei einem solchen Wetter.«

Einige Secunden darauf trat unser Herr, welcher — wir können dies jetzt sagen, da er seinen cache-nez abgelegt hat — etwa fünfundfünfzig Jahre alt, aber noch sehr munter und rüstig war, ein geistvolles, lebhaftes Auge und eine vornehme Haltung hatte, in ein Schlafzimmer, dessen Thür ihm das vorausgehende Dienstmädchen öffnete und in welchem er mit einem abermaligen Freudenrufe empfangen wurde.

Außerdem fand er in diesem Schlafzimmer ein tüchtiges Feuer, das sein Vergnügen nur vermehren konnte und vor dem er sich, nachdem er der Dame, welche ihn so freundlich willkommen geheißen, die Hand geküßt hatte, in einen bequemen Lehnstuhl streckte, wobei er vor sich hin sprach:

»Es ist doch verteufelt kalt!«

Das Dienstmädchen hatte sich wieder entfernt und die Dame hatte lächelnd neben dem bejahrten Herrn Platz genommen.

»Nun, meine gute Rosine?« hob dieser nach einer kurzen Pause an.

»Nun, mein lieber Rigaut?« entgegnete die Dame.

Sie reichte ihm die Hand.

»Es ist wahr, Du bist sehr kalt,« setzte sie hinzu, indem sie die eiskalte Hand ihres Gastes drückte.

»Ja, meine Theure, es ist immer noch ziemlich weit von Paris nach Fontainebleau!«

»Weit genug, damit man unterwegs Zeit hat, von der Kälte zu erstarren, meinst Du?«

»Allerdings . . . doch es hat nichts zu sagen, wenn man im voraus weiß, daß man hier wieder aufthaut.«

»Mein guter Rigaut,« versetzte die Dame abermals lächelnd, »Du bist noch immer eben so pünktlich und eben so aufmerksam wie sonst . . .«

»Eben so verliebt wie sonst, willst Du sagen, meine Liebe.«

»Nun ja, ich könnte mich wahrhaftig fast versucht fühlen dies zu glauben; denn weißt Du wohl, lieber Freund, daß Du seit bald fünf Jahren, im Sommer wie im Winter und bei dem schlechtesten Wetter diesen Besuch nicht eine einzige Woche versäumt hast?«

»Machst Du mir deshalb einen Vorwurf, Rosine?«

»O, wie kannst Du das denken!«

»Warum wunderst Du Dich denn, daß ich einer angenehmen Gewohnheit treu bleibe? warum machst Du so viel Aufhebens von meiner Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit, wie Du es nennst, während es das einzige Vergnügen ist, das ich jetzt noch habe?«

»Du wohnst ja in Paris, lieber Rigaut, und dort hast Du gewiß zahlreiche Gelegenheiten zu Vergnügungen, über welche Du die leicht vergessen kannst, die eine arme Einsiedlerin, wie ich, Dir noch zu bereiten vermag.«

Rigaut betrachtete seine Gesellschafterin, als ob er in ihren Zügen hätte lesen wollen, ob sie im Ernst sprach.

Nach dieser forschenden Betrachtung, während der Rosine keine Miene verzog, denn sie hatte den Blick in den Camin herabgesenkt, rief er mit einer Art komischer Eitelkeit aus:

»Bin ich denn etwa mit meinen fünfundfünfzig Jahren und meinem grauen Kopfe noch so anziehend, daß

meine Geliebte, die fünfzehn volle Jahre jünger ist als ich, meine Treue in Zweifel ziehen, oder sie wenigstens wunderbar finden kann? . . . Nein, Rosine, sieh mich einmal ordentlich an, und dann betrachte dein Gesicht . . . Ich bin alt, sehr alt, und vielleicht eben so häßlich . . . Du aber bist noch jung, frisch und hübsch, wie sonst. Ja, das bist Du, mein Kind.«

Rosine schüttelte mit dem Kopfe.

»Läugne nur nicht, kleine Cokette,« fuhr Rigaut fort. »Du weißt recht gut, daß ich mich nicht irre und daß, wenn in Betreff unserer gegenseitigen Zuneigung einer von uns Beiden Ursache hat, dem Anderen zu danken, nicht Du es bist.«

Rosine wollte etwas erwiedern; Rigaut aber ließ sie nicht zu Worte kommen.

»Ja,« sprach er weiter, »Du wirst mir sagen wollen, daß Du mich auch liebst . . . weil ich Dir bewiesen habe und noch beweise, daß ich Dich nicht als eine gewöhnliche Geliebte betrachte, sondern als eine liebenswürdige, aufopfernde Freundin.

»Wenn ich Dich aber auch diese Worte sagen ließe, Rosine, was würden sie mir beweisen? . . . daß Du so edel und muthig bist, um das Gute, das Du thust, unter dem Guten, das man Dir vielleicht thut, zu verbergen, also ganz das Gegentheil von der Denk- und Handlungsweise anderer Leute, die einander innig und zärtlich zu lieben glauben. Aber sage einmal aufrichtig, Rosine, was sollte ich anfangen, wenn ich Dich nicht hätte? . . . Ich stehe allein in der Welt, ganz allein. Wohl habe ich Kinder; aber sie fliehen mich, sie vergessen mich, ja sie verachten mich vielleicht . . . und sie haben am Ende Ursache dazu, denn ich

habe so gegen sie gehandelt, daß ich weder Liebe noch Achtung von ihnen verlangen kann.«

»Was sagst Du?«

»Die Wahrheit! . . . O, ich täusche mich nicht, mein Kind! weder mein Sohn, noch meine Tochter würden je zu mir kommen, um auch nur einen Rath von mir zu erbitten, denn ich habe nie ernstlich für ihr Wohl und für ihre Zukunft gesorgt. Und wenn ich mir jetzt, nachdem ich sie so lange aus strafbarer Schwäche ihrem leichtfertigen Wandel ungehindert überlassen habe, erlauben wollte, ihnen zu sagen, daß ihre Aufführung mich betrübt und kränkt, so würden sie mich vielleicht auslachen und meine zu späte Fürsorge langweiliges, überflüssiges Geschwätz nennen!«

Eine Thräne perlte an Rigaut's Wimper.

Er fühlte sie langsam über seine Wange herabrollen und bemühte sich nicht, sie zu verbergen.

Thränen, die man vor einem geliebten Wesen vergießt, gewähren eine wohlthuende Erleichterung, selbst wenn man nur sich die Schuld dieser Thränen beimessen kann.

Rosine hatte sich ihm noch mehr genähert.

»Ja,« sagte er leise und als ob er sich mit einer schmerzlichen Freude die Vergangenheit ins Gedächtniß zurückriefe; »ja, ich hatte einen Sohn, der ein talentvoller Mann hätte werden können . . . und jetzt ist er ein nutzloser Mensch ohne irgend eine Stellung in der Welt! Er hat nicht einmal das Glück zu fesseln verstanden, das der Zufall ihm gewährte. Die Gattin, die seinen Namen trug, hatte soviel von ihm zu leiden, daß sie sich endlich gezwungen gesehen hätte, gerichtlich auf die Ehescheidung anzutragen, wäre er ihr nicht zuvorgekommen, indem er sie freiwillig verließ.

»Ich hatte eine Tochter, von der ich hoffte, daß sie, wenn ich sie verheirathete, eine rechtschaffene Frau bleiben würde . . . Jetzt hat sie keinen Gatten mehr, sondern lebt mit ihrem Geliebten in einer Gesellschaft, die keinen Namen hat. Ja, sie hat es sogar so weit getrieben, daß sie sich durch ihren schamlosen Lebenswandel selbst den Tadel und die Verachtung von Leuten zugezogen hat, welche aus Gewohnheit oder aus Gleichgiltigkeit sonst Niemanden um solcher Ursachen willen tadeln und verachten. O, es ist entsetzlich!«

Rigaut bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Hierauf trat eine lange Pause ein, die Rosine nicht zu unterbrechen wagte; denn der Kummer ihres Freundes gehörte zu denen, die man nicht hindern darf, sich einmal auszusprechen, weil sie ohnehin nur zu oft in der Brust verschlossen bleiben, die sie zu zersprengen drohen.

Sie flüsterte nur die drei Worte:

»Mein armer Freund!«

Der Klang dieser geliebten Stimme rief Rigaut wieder zu sich und er blickte auf.

Nachdem er Rosinen, die ihn so durch Worte und Geberden zu beruhigen versuchte, einen Augenblick betrachtet hatte, sagte er in wehmüthigem Tone zu ihr:

»Du bist doch wenigstens noch immer glücklich mit deiner Tochter, nicht wahr, Rosine?«

»O ja, immer!« erwiederte sie, während ein Strahl stolzer Freude ihr ganzes Gesicht verklärte.

»Nun, daraus kannst Du sehen, daß Gott gerecht ist!« versetzte Rigaut. »Du hast Dich für das Wohl deines Kindes aufgeopfert und Gott belohnt Dich dafür . . . ich aber . . .«

»O schweig, lieber Rigaut! . . .«

»Ja, es ist eigentlich unrecht von mir, daß ich mich beklage, denn deine Freuden sind auch die meinigen, und sie sollten mich über meinen Kummer trösten.

»Erinnerst Du Dich noch des Tages, Rosine, als ich wie gewöhnlich zu Dir kam, um Dir eine kleine Lustpartie vorzuschlagen — ein Diner bei einem meiner Freunde, wenn ich nicht irre. Ich fand Dich in einer ernsten, nachdenkenden und sogar etwas traurigen Stimmung und Du antwortetest mir:

»Meine Tochter verheirathet sich in vier Wochen und ich verlasse dann Paris, um nie dahin zurückzukehren, denn ich habe mir vorgenommen, für immer mit meiner Vergangenheit zu brechen, und mit dem heutigen Tage will ich anfangen, mein Versprechen zu halten. Meine Tochter heirathet einen rechtschaffenen Mann, und da ich ihr keinen rechtschaffenen Namen geben kann, will ich wenigstens das Glück nicht stören und trüben, das der allgütige Gott ihr sendet. Ich verlasse die Hauptstadt unwiderruflich, um kein Hinderniß für die Ruhe und Zufriedenheit des jungen Paares zu seyn.«

Rosine hörte die Worte ihres Freundes mit lebhaftem Interesse an.

»Nun?« sagte sie, da er inne hielt, um sie mit einem freundlichen Lächeln anzusehen.

»Dieser Entschluß,« fuhr er fort, »den ich in der That nicht im entferntesten erwartet hatte, setzte mich in Erstaunen, denn Du hattest bis dahin so selten von deiner Tochter mit mir gesprochen; und als ich Dich fragte, welchen Winkel der Provinz Du zu deinem freiwilligen Verbannungsorte gewählt habest . . .«

»Entgegnetest Du mir auf meine Antwort, daß ich nach Fontainebleau zu ziehen gedenke, in einem Tone, den ich nie vergessen werde, und wenn ich tausend Jahre lebte:

»Liegt denn Fontainebleau am anderen Ende der Welt und kann ich Dich, wenn Du dort bist, nicht auch noch sehen und lieben wie sonst?«

»Und darauf erwiedertest Du mir, indem Du mir wie jetzt mit Innigkeit die Hand drücktest:

»Nun, wenn es Dir nicht zu lästig wird, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen . . . zum Beispiel die Woche einmal . . .«

»Ja, wir kamen auf der Stelle überein, daß ich Dich jede Woche einmal besuchen sollte, und Du sagtest mir, daß Du mich stets mit Vergnügen kommen sehen würdest.«

»Ganz recht, und seit fünf Jahren besuchst Du mich wirklich jede Woche, ohne mich ein einziges Mal vergebens warten zu lassen . . .«

»Und diese fünf Jahre sind mir vergangen, wie die schönste Zeit meines Lebens.«

»Wirklich?«

»Zweifelst Du daran, schelmische Cokette?«

Rosine sank ihrem ehemaligen Geliebten in die Arme, er drückte sie mit Innigkeit an die Brust und ihre Lippen vereinigten sich zu einem herzlichen Kusse.

Und dieser Kuß, den ein ehemaliger Roué mit ergrauten Haaren einer gewesenen noch jugendlichen und hübschen Lorette gab, hatte durchaus nichts Lächerliches oder Beschämendes.

Nur wenn diese Liebkosung erheuchelt gewesen wäre, würde sie lächerlich und schmachvoll gewesen seyn.

Die Zuneigung zwischen Rigaut und Rosinen war durch die Zeit und durch gegenseitiges Vertrauen befestigt und daher aufrichtig.

Die Vergangenheit lag weit hinter ihnen; die Gegenwart aber gehörte ihnen. Kurz, sie hatten das Recht, einander zu lieben, eben weil sie sich liebten.

In diesem Augenblicke ertönte ein leises Klopfen an der Thür des Schlafzimmers.

Es war Katharine, das muntere Dienstmädchen, welche meldete, daß das Mittagessen aufgetragen sey.

Rigaut und Rosine standen auf und gingen Arm in Arm ins Speisezimmer.

Die aufgetragenen Speisen waren gewählt und sehr gut zubereitet, denn Rosine kannte den feinen Gaumen ihres Gastes seit langer Zeit.

Ich glaube sogar, daß zum Dessert eine Flasche Champagner geleert wurde.

Die Mahlzeit hatte gegen fünf Uhr Nachmittags begonnen und endigte diesmal ausnahmsweise sehr spät am Abend.

Was soll man auch in Fontainebleau anfangen, wenn es ununterbrochen schneit?

Man kann nichts Besseres thun als möglichst lange bei Tisch sitzen, besonders wenn jedes Gericht durch eine heitere Unterhaltung, jedes Glas Wein durch eine angenehme Erinnerung gewürzt wird.

Als Rigaut, der gewesene Rechtsanwalt, der Vater der Madame Hortensia Becquet, dessen Geschichte wir in diesen Capiteln erzählen, und Lucian Rigaut's, dessen Lebenslauf wir später einmal mitzutheilen gedenken, vom

Tische aufstand, hatte er seinen Kummer fast vergessen, und Rosine sagte zum würdigen Beschluß des heiteren Abends zu ihrem Geliebten und Freunde, mit dem sie einige so angenehme Stunden verlebt hatte:

»Und weißt Du, lieber Rigaut, daß ich morgen früh mit Dir nach Paris fahre? . . . Morgen ist der Geburtstag meiner Tochter und an diesem Tage muß ich sie einmal sehen und umarmen.«

XI.

Ein Gatte, der auf Abwege geräth.

In einem elegant eingerichteten Zimmer, an einem der beiden Fenster, deren zurückgeschlagene Vorhänge den Boulevard-Poissonnière sehen ließen, die Füße auf ein gesticktes Tabouret gestützt, saß eine junge Frau im Morgenkleide und beschäftigte sich schweigend mit einer feinen Handarbeit.

Einige Schritte von ihr entfernt am Camin stand ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der eine Zeitung las, oder sich vielmehr nur so stellte, als ob er läse.

Denn obgleich er das Journal vor sich hielt, blickte er doch beständig nach der am Fenster sitzenden Stickerin, welche ganz in ihre Arbeit vertieft zu seyn schien.

Und in dem Blicke des jungen Mannes lag ein solcher Ausdruck von zärtlicher Liebe, gemischt mit einer fast scheuen Ehrerbietung, daß man leicht erkennen konnte, daß die Zeitung, zu der seine Augen bei der geringsten Bewegung der jungen Frau sogleich zurückkehrten, ihm nur als ein

Mittel diente, um sie mit Muße unbemerkt betrachten zu können . . . vielleicht sogar als ein Vorwand, um bei ihr im Zimmer bleiben zu dürfen.

Die junge Frau war übrigens reizend schön und Mancher würde den Mann beneidet haben, dem es vergönnt war, sie so ungestört zu bewundern.

Sie besaß ein wahres Madonnengesicht, das allerdings einen leichten Anflug von Schwermuth und Blässe hatte; aber der Widerschein des Schmerzes beeinträchtigt die Schönheit eines weiblichen Antlitzes nicht, sondern drückt ihr vielmehr einen poetischen Stempel auf.

Der junge Mann war ebenfalls schön, sogar sehr schön.

Und ganz besonders schien er sich trotz seiner ehrerbietigen Schüchternheit glücklich zu fühlen, daß er in diesem Zimmer seyn konnte.

Es schlug drei Uhr.

Die drei Schläge der Glocke weckten die junge Frau aus ihrem Nachsinnen; sie ließ ihre Stickerei in den Schooß sinken und sah sich nach ihrem Gesellschafter um, der sich beeilte, den Blick sogleich wieder auf das Zeitungsblatt zu heften.

»Drei Uhr!« sagte sie mit einem schmerzlichen Ausdrucke, »und er ist schon um neun Uhr fortgegangen! . . . Wissen Sie es gewiß, Louis, daß er im Justizpalaste zu thun hat?«

»Ich kann es Ihnen fest versichern, Camilla. Er erzählte mir noch gestern von einer dringend nöthigen Unterredung, die er heute in der vierten Abtheilung mit dem Anwalte seines Clienten haben müsse. Sie können ihm deshalb nicht zürnen, denn die Advocaten sind nun einmal nicht Herren ihrer Zeit!«

Die junge Frau stieß einen Seufzer aus.

»Das sehe ich seit einiger Zeit nur zu deutlich!« sagte sie dann. »Wie es scheint, steht es nicht einmal in ihrer Macht, ihre Gattinnen zu lieben, sich ein wenig um sie zu bekümmern und sich der Tage zu entsinnen, die sie am liebsten beständig in ihrer Nähe zubrachten! Werden Sie, Louis, der Sie ebenfalls bald Advocat seyn werden, auch so gegen Ihre zukünftige Gattin handeln? werden Sie sich auch schon nach einer fünfjährigen Ehe so an sie gewöhnt haben und so gleichgiltig gegen sie geworden seyn, daß Sie auf Kosten Ihres häuslichen Glückes nur noch an die Befriedigung Ihres Ehrgeizes und an die Vermehrung Ihres Vermögens denken werden?«

Das Blut stieg dem jungen Manne ins Gesicht und er war im Begriff, die an ihn gerichteten Fragen mit Lebhaftigkeit, vielleicht mit zu großer Lebhaftigkeit zu beantworten . . .

Aber er hielt an sich.

»Wenn ich Advocat und verheirathet seyn werde,« erwiederte er mit leiser Stimme, »werde ich es leider höchst wahrscheinlich nicht besser machen, als meine Collegen.«

»Sie werden also auch nur höchstens einmal die Woche mit Ihrer Frau ausgehen? Sie werden sie nie ins Theater führen? Sie werden ihr nie sagen, daß Sie sie lieben, und wenn sie Ihnen sagt, daß sie Sie liebt, werden Sie ein zerstreutes, verdrießliches Gesicht machen, als ob sie Ihnen etwas sehr Gleichgiltiges und fast Unangenehmes erzählte? . . . Und wenn endlich der Geburtstag oder der Namenstag Ihrer Frau kommt . . .«

Bei diesen Worten veränderte sich Camilla's Stimme auffallend.

». . . Dann werden Sie kein freundliches Wort, kei-

nen Herzenswunsch, kein kleines Erinnerungszeichen, kein Blümchen für sie haben, um ihr zu beweisen, daß Sie sie noch lieben? . . .«

Louis schwieg . . . er wußte nicht was er darauf antworten sollte.

Er hatte bemerkt, daß die Augen der jungen Frau sich mit Thränen füllten, und er wendete sich ab, um die Thränen zu verbergen, welche an seinen eigenen Wimpern perlten.

Camilla war inzwischen aufgestanden, und ging ans Pianoforte, auf welchem in einer schönen Vase von chinesischem Porzellan ein prächtiger Veilchenstrauß prangte.

»Ihr lieben Blümchen,« sagte sie, indem sie sich zu dem Bouquet niederbeugte, um den herrlichen Duft derselben einzuathmen, »Ihr allein habt mich heute erheitert . . . Aber nicht mein Gatte hat euch mir gebracht, sondern ein Anderer! . . . Und diesem Andern will ich dafür danken, wie er es verdient. Kommen Sie, Louis, Sie sollen mich noch einmal küssen!«

Mit diesen Worten hatte Camilla sich umgewendet und mit reizender unschuldiger Coketterie ging sie lächend auf den jungen Mann zu und reichte ihm die Stirn zum Kusse.

»O, es ist ja nicht der Erwähnung werth!« stammelte er, eher erschrocken als erfreut über diese unverhoffte Gunstbezeigung.

»Sie schlagen es mir ab?« rief sie ganz erstaunt.

»O nein, gewiß nicht!« entgegnete er mit bebender Stimme; »ich meinte nur . . . daß es wohl ganz natürlich sey, wenn ich . . . Ihr vieljähriger Freund . . . Sie nicht vergesse.«

»Nun, dann ist es wohl auch eben so natürlich, daß ich mich gegen meinen alten Freund erkenntlich zeige, da Andere es nicht der Mühe werth halten, mich an einem Tage, wie der heutige, zu umarmen. So küssen Sie mich denn lieber zweimal für einmal, wenn es Ihnen Vergnügen macht.«

Louis drückte seine Lippen auf die Stirn der jungen Frau . . . und ein Wonneschauer durchrieselte dabei seinen ganzen Körper.

Camilla bemerkte jedoch davon nichts.

Nachdem sie ihre unschuldige kleine Rache ausgeführt, hatten sich ihre Gedanken von dem hübschen Rächer abgelenkt und waren zu ihrem Gatten zurückgekehrt.

Louis verfolgte sie mit dem Blicke und bemühte sich, die stürmischen Schläge seines Herzens zu beschwichtigen, während sie ihre Stickerei wieder nahm und sich am Fenster auf ihren gewohnten Platz setzte.

Um noch ein wenig bleiben zu können, nahm er sein Journal wieder zur Hand und setzte seine endlose Lectüre fort.

Plötzlich wurde die Thür des Zimmers geöffnet und eine Dame, die einen großen Strauß prächtiger Camelien von allen Farben in der Hand hatte, trat ein.

»Meine Mutter!« rief Camilla, indem sie der Eintretenden entgegeneilte.

Und während diese sie in die Arme schloß, setzte sie hinzu:

»O, daß Du mich an einem Tage wie der heutige nicht vergessen würdest, davon war ich überzeugt!«

. . . .

Louis hatte seinen Hut genommen und verbeugte sich vor den beiden Damen, um sich zu empfehlen.

»Sie gehen schon, lieber Freund?« sagte Camilla. »Wollen Sie denn nicht zu Tisch bei uns bleiben?«

»Dies ist mir leider unmöglich, denn meine Mutter erwartet mich.«

»Nun, dann leben Sie wohl . . . noch einmal Dank für die schönen Veilchen.«

»Sie sind zu gütig, liebe Camilla . . . auf Wiedersehen.«

Louis entfernte sich.

Rosine Petit setzte sich in einen Lehnstuhl und zog ihre Tochter zu sich auf den Schooß.

»Du bist heute gar nicht recht heiter, Kind,« sagte sie zu ihr; »fehlt Dir etwas?«

»Nein, mir fehlt nichts, liebe Mutter.«

»Und wo ist dein Mann?«

»Im Justizpalast, so viel ich weiß . . . in Geschäften.«

»Sagt er es Dir denn nicht mehr wohin er geht, wenn er Dich verläßt?«

»O ja . . . aber . . . doch wir wollen nicht weiter von ihm, sondern lieber von Dir sprechen, liebe Mutter. Du hast Dich doch während der letzten vier Wochen immer wohl befunden? es gefällt Dir doch noch immer in Fontainebleau? ist meine Bettdecke noch nicht fertig? bist Du mit deiner Katharine noch immer zufrieden? . . .«

Alle diese Fragen richtete die junge Frau unmittelbar hintereinander an ihre Mutter, um die Besorgnisse zu zerstreuen, welche sie in deren Augen entdeckt hatte.

Aber der Blick einer Mutter läßt sich nicht täuschen.

»Ich befinde mich sehr wohl,« antwortete Rosine Petit, »es gefällt mir noch immer in Fontainebleau und mit meiner Katharine bin ich fortwährend ganz zufrieden. Deine Bettdecke wird in vierzehn Tagen fertig. Aber nun antworte auch Du mir auf meine Fragen. Ich finde Dich blaß und angegriffen, und Du versicherst mir, daß Du Dich nicht unwohl fühlst. Also hast Du wohl Kummer? Und warum willst Du denn nicht, daß wir von deinem Gatten sprechen? . . . Bisher haben wir uns jedesmal, wenn wir zusammenkamen, von ihm unterhalten, und das war ganz natürlich. Hast Du denn jetzt Gründe, um dieser Unterhaltung auszuweichen?«

Camilla senkte schweigend den Blick zur Erde.

»Höre mich an, liebes Kind,« fuhr die Mutter fort, indem sie die Hand ihrer Tochter an die Lippen zog; »es ist seit den fünf Jahren deiner Verheirathung das erste Mal, daß Du mich mit einer Wolke auf deiner sonst immer heiteren Stirn empfängst . . . Ich habe also Ursache, mich darüber zu wundern, mich zu ängstigen und Dich zu fragen, ob Du eines Rathes oder Trostes bedarfst. Wenn Du Dich indessen mir nicht anvertrauen willst, so sage es mir, ich werde dann nicht weiter in Dich dringen und dein Stillschweigen achten. Aber ich verhehle Dir nicht, daß ich in diesem Falle tief betrübt von Dir gehen würde; denn wenn eine Tochter sich scheut der Mutter ihren Kummer mitzutheilen, so muß sie wichtige Gründe dazu haben. Ich würde dann glauben, daß Du unglücklich bist.«

Camilla umarmte ihre Mutter und bedeckte sie mit Küssen.

»Unglücklich?« rief sie aus; »o nein, liebe Mutter, unglücklich bin ich nicht . . . nur ein wenig kindisch.«

»Kindisch? in wiefern und warum? Sprich, erzähle es mir. Als ich bei Dir eintrat, bemerkte ich wohl, daß Dir beim Anblicke meines Blumenstraußes die Worte entschlüpften: daß Du mich an dem heutigen Tage nicht vergessen würdest, davon war ich überzeugt! . . . Also hat wohl ein Anderer diesen Tag vergessen, und das betrübt Dich, nicht wahr?«

Camilla neigte bejahend den Kopf.

»Wer hat Dir diese Veilchen gegeben?« fuhr Rosine Petit fort, indem sie einen Blick nach dem auf dem Pianoforte stehenden Blumenstrauße warf. »Herr Louis Perraut, nicht wahr? denn Du danktest ihm noch einmal dafür, als er sich entfernte. Wo ist das Bouquet deines Mannes?«

Camilla verbarg das Gesicht am Busen ihrer Mutter.

»Diesen Morgen um neun Uhr ist er fortgegangen, ohne vorher noch einmal zu mir zu kommen!« flüsterte sie mit einem Seufzer.

Rosine überlegte einen Augenblick.

»Er hatte vielleicht Geschäfte und war daher genöthigt, so früh auszugehen,« sagte sie dann; »und daß er vorher nicht in dein Zimmer gekommen ist, hat seinen Grund wahrscheinlich darin, weil Du noch schliefst, als er fortging.«

»O nein, ich schlief schon längst nicht mehr.«

»Nun, so wird er es wenigstens geglaubt haben. Ich bin fest überzeugt, daß er nachher, wenn er kommt . . .«

»Er wird eben so zerstreut und verdrießlich aussehen wie immer seit einiger Zeit, wenn er bei mir ist. Er wird

mir kein Bouquet mitbringen und wird so wenig wie diesen Morgen daran denken, mir einen Kuß zu geben, was er überhaupt schon seit drei Wochen nicht mehr thut.«

»Wirklich?«

»Ach ja!« seufzte Camilla, »es ist leider die volle Wahrheit!« Nach einer kleinen Pause hob sie wieder an:

»Da Du einmal einen Theil meines Geheimnisses errathen hast, liebe Mutter, so ist es am besten, wenn ich es Dir ganz sage. Ja, ich habe Kummer, großen Kummer! . . . Seit drei Wochen, seit deinem letzten Besuche ungefähr, ist mein Mann ganz anders geworden. Du weißt wie aufmerksam und zuvorkommend er sonst immer gegen mich war. Er ging nie aus, ohne mir zu sagen, wann er wieder nach Hause kommen würde, und nie ließ er mich warten. Er verschaffte mir alle nur möglichen Vergnügungen und Zerstreuungen und überhäufte mich mit Geschenken, so daß ich mich zuweilen genöthigt sah, ihn zu schelten, damit er nicht zu viel Geld für mich ausgeben sollte. Er schien sich nirgends wohler zu fühlen als bei mir, und das Wort: Ich liebe Dich! das ich aus seinem Munde jetzt noch eben so gern höre wie vor fünf Jahren, schien auch er noch mit dem nemlichen Wonnegefühl auszusprechen, wie an unserem Hochzeitstage. Doch seit einiger Zeit ist dies Alles anders geworden . . . und zwar seit dem Tage, an welchem er bei einer Dame gewesen war . . . bei einer Schauspielerin, Namens Paula Marcel, wenn ich nicht irre . . .«

»Paula Marcel?« wiederholte Rosine nachsinnend.

»Ja, so heißt sie. An jenem Tage schloß er sich in sein Zimmer ein und blieb drei volle Stunden darin, ohne mich einzulassen. Beim Mittagessen war er einsylbig und zerstreut; am Abend ging er wieder aus und kam erst um Mitter-

nacht zurück. So geht es seit dem alle Tage und alle Abende, und . . .«

Camilla hielt plötzlich inne, weil die Glocke an der äußeren Thür ertönte.

»Er kommt wahrscheinlich, liebe Mutter,« sagte sie leise. »Nicht wahr, Du erwähnst kein Wort gegen ihn von dem was ich Dir eben erzählt habe?«

»Gewiß nicht, mein Kind, verlaß Dich darauf,« antwortete Rosine Petit aufstehend.

Es war wirklich Camilla's Gatte.

Emil Valtin war neunundzwanzig bis dreißig Jahre alt, hatte schwarzes Haar und blaue Augen, eine hohe Stirn, eine gerade Nase, und war von mittler Größe, aber schön gebaut.

Kurz, er war ein sehr hübscher junger Mann.

Emil trat hastig ein, und als er seine Schwiegermutter erblickte, begrüßte er sie mit einer leichten Verbeugung und fragte nach ihrem Befinden.

Ohne eine Antwort auf diese Frage abzuwarten, setzte er, zu seiner Gattin gewendet, hinzu:

»Ist das Essen noch nicht bereit? es ist ja schon fünf Uhr vorüber?«

»Sogleich, lieber Emil,« erwiederte Camilla in sanftem Tone, »wir warteten nur auf Dich.«

Das Mittagessen wurde aufgetragen und Emil ging ohne ein Wort zu sprechen ins Speisezimmer, wohin Camilla und ihre Mutter ihm folgten.

Wer einmal Gelegenheit hatte, einem solchen kleinen häuslichen Drama, wenn auch nur als unbetheiligter Zuschauer beizuwohnen, wird zugeben, daß es nichts Langweiligeres und Drückenderes gibt, als eine solche Mahlzeit,

während der die Theilnehmer den Mund nur öffnen, um zu essen und zu trinken, einander kaum ansehen und es sorgfältig vermeiden, einander um den kleinsten Dienst zu bitten.

Ein solches Mahl war das, von dem wir sprechen.

Emil war mißlaunig. Warum, wußte er selbst nicht, oder er wußte es vielmehr nur zu gut.

Der menschliche Charakter ist sonderbar. Oft zürnt man Anderen eben so sehr wegen des Unrechts, das man ihnen zufügt, als wegen dessen, welches man von ihnen erfahren hat.

Auch Camilla schwieg, weil der Gedanke, daß sie nach der Meinung ihrer Mutter so große Ursache hatte, sich über ihren Gatten zu beklagen, sie noch mehr verstimmte.

Ihre Mutter war somit die Einzige, die es zuweilen versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen, indem sie bald an ihre Tochter, bald an ihren Schwiegersohn eine Frage richtete.

Da sie aber auf diese Fragen von beiden jedesmal eine kurze, einsylbige Antwort erhielt, gab sie ihre Bemühungen bald wieder auf und schwieg ebenfalls still.

Als der Kaffeh gebracht wurde, erhob sich Camilla, da sie keinen trank.

Ihre Mutter betrachtete sie mit ängstlicher Besorgniß; sie sah auffallend blaß und bekümmert aus.

Ein Wort, eine Geberde, und ihr Schmerz mußte zum Ausbruche kommen.

Emil sollte bald Veranlassung dazu geben.

Nachdem er sie unverdienterweise betrübt und gekränkt hatte, war es natürlich, daß er ihr wegen ihrer Betrübniß Vorwürfe machte.

Wenn ein Gatte einmal diesen Weg eingeschlagen hat, so kann er sich nur durch immer neue Ungerechtigkeiten und selbst kleine Grausamkeiten auf demselben erhalten.

Camilla hatte schon die Thürklinke in der Hand, als Emil ihr zurief:

»Wohin gehst Du denn, Camilla?«

»In mein Zimmer,« antwortete sie, indem sie sich mit einem schmerzlichen Ausdrucke noch einmal umsah; »ich bin nicht ganz wohl, und überdies . . .«

Ein Seufzer entwand sich ihrer Brust.

»Und überdies,« fuhr sie stammelnd fort, »wüßte ich nicht, wozu ich noch länger hier bleiben sollte, da Du doch nicht mit mir sprichst.«

Nach diesen Worten entfernte sie sich.

Emil erschrak, denn es war der erste heftige Auftritt, den er mit seiner Frau hatte.

Er machte eine Bewegung, um ihr nachzueilen, weil er sehr wohl fühlte, daß das ganze Unrecht auf seiner Seite war; aber die Anwesenheit seiner Schwiegermutter hielt ihn zurück.

Rosine Petit hatte sich nicht hineingemischt und war zwischen dem Kummer ihrer Tochter und dem unschicklichen Benehmen ihres Schwiegersohnes neutral geblieben. Auch blieb sie noch jetzt, nachdem Camilla sich weinend entfernt hatte, am Tische sitzen und unterdrückte — allerdings mit großer Anstrengung — ihre Thränen, damit Emil auch nicht einen Schein von Vorwand hatte, um seine üble Laune an ihr auszulassen.

Sie hatte zu viele Gründe, um seinen Zorn zu fürchten.

Emil betrachtete die arme Frau einen Augenblick, und wir müssen zu seiner Schande gestehen, daß er nahe daran

war, sie für die Thränen ihrer Tochter durch eine harte Aeußerung zu strafen.

Glücklicherweise erstarb jedoch dieses Wort auf seinen Lippen.

Obgleich Emil seit ungefähr einem Monat von einer heftigen Leidenschaft beherrscht wurde, so hatte ihn diese Leidenschaft doch noch nicht so gänzlich in ihrer Gewalt, daß er gegen Andere boshaft und gehässig seyn konnte.

Er beschränkte sich darauf, seine Serviette mit einer zornigen Bewegung auf den Tisch zu werfen, auf die Gefahr hin, alle Gläser und Schüsseln zu zerbrechen.

Dann stand er auf, nahm seinen Hut und ging.

Sobald Rosine Petit hörte, wie er die äußere Thür zuwarf, stand sie ebenfalls auf und eilte in Camilla's Zimmer.

Jetzt konnte sie endlich ohne Gefahr mit ihrer Tochter weinen.

XII.

Literarische Arbeiten.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir zum besseren Verständniß derselben einen Schritt zurückgehen und Hortensia Becquet, oder vielmehr Minetten wieder aufsuchen, die wir im Anfang ihres Liebesverhältnisses mit Anatole von Harblay verlassen haben.

Ich kann versichern, daß die Begebenheiten der fünf Jahre, welche seit diesen Vorfällen verstrichen sind, wohl die Mühe lohnen, daß man sie erzählt.

Und es ist Geschichte, was ich Dir erzählen will, lieber Leser; ja, es sind Thatsachen, die sich wirklich ereignet haben.

Die Minette, deren Lebenslauf ich schildere, existirt, und ich möchte darauf wetten, daß Mancher von denen, welche dieses Buch lesen, sie kennt, sie gesehen und vielleicht bewundert hat; denn sie geht in den Tuileriengarten, ins Theater, in Concerte, kurz überall hin, und sie fällt Jedermann durch ihre Schönheit auf.

Ein schönes Gesicht, eine schöne Seele, pflegt man zu sagen.

Dies ist in der That zuweilen wahr; der Himmel gibt manchem guten und edlen Herzen eine schöne Hülle.

Als aber Gott Minette schuf, hat er sich jedenfalls versehen, denn sonst würde er ihr eine abschreckende Häßlichkeit verliehen haben.

Doch gleichviel, der Leser soll sie kennen lernen, und wenn er nach Lesung dieser Geschichte ihr wieder begegnet und ihr trotz ihrer Schönheit nicht aus dem Wege geht, so kann ich nicht dafür, ich habe ihn gewarnt.

Bezüglich meiner Leserinnen hoffe ich, daß die ziemlich grellen Farben meines Gemäldes bei Ihnen Nachsicht finden werden.

Die Schilderung gewisser Monstrositäten ist zuweilen auch für Damen interessant.

. . . .

Prosper Becquet war also nach Amerika gegangen und Hortensia war somit frei.

Auf den Rath der Schauspielerin Paula Marcel, die gewiß nicht ahnte, welch' ein verderbliches Band sie knüpfte,

hatte Minette den Schriftsteller Anatole von Harblay zum Geliebten angenommen.

Die vierzehn Tage, welche auf ihre erste Liebesnacht in Compiègne folgten, waren für Anatole wie für Minetten eine ununterbrochene Reihe von Vergnügungen und Genüssen.

Der erste Geliebte gefällt immer ein wenig, besonders wenn er einigermaßen hübsch und liebenswürdig ist.

Ebenso hat eine neue Geliebte, und zwar eine junge, schöne, mit Geist und Witz ausgestattete Geliebte, für einen Mann stets einigen Reiz.

Also während der ersten vierzehn Tage konnte Anatole und Minette, die ganz für einander lebten, einander beständig betrachteten und zuweilen fast bewunderten, sich wohl glücklich wähnen.

Eines Abends aber machten sie die Bemerkung, daß zu ihrem Glücke doch noch etwas fehlte: die Freiheit.

War es in der That nicht unangenehm, daß Anatole aus Rücksichten der Convenienz — Minette war ja erst seit so kurzer Zeit Witwe! — seine Geliebte nur des Abends ganz im Geheimen besuchen durfte? war es nicht lästig für Minetten, daß sie nur in einem verschlossenen Wagen mit ihrem Geliebten ausfahren und nicht an seinem Arme im Theater oder im Concertsaale erscheinen durfte?

»Die Freiheit! die Freiheit!« wiederholten sie einander täglich und stündlich.

Das hieß bei Anatole so viel als:

»Ich habe eine reizende Geliebte, und ich bin doch eigentlich ein rechter Narr, daß ich nicht öffentlich den Stolz ihres Besitzes genieße!«

Und bei Minetten:

»Ich habe einen Geliebten, der mir alle möglichen Vergnügungen und Genüsse verschaffen kann . . . also wäre ich eine rechte Thörin, wenn ich es nicht benutzte!«

Prosper Becquet hatte bei seiner freiwilligen Exilirung kluger-, wenn auch nicht loyalerweise, die Trümmer seines eigenen wie des Vermögens seiner Gattin zusammengerafft und mitgenommen.

Rigaut aber, der ehemalige Rechtsanwalt, Minettens Vater, hatte, als er das Mißgeschick seiner Tochter erfuhr, zu ihr gesagt:

»Ich weiß nicht, mein Kind, ob Du Dir in Betreff der Untreue deines Gatten etwas vorzuwerfen hast; doch sey dem wie ihm wolle, Du sollst nicht zu sehr darunter leiden. Also mache Dir wegen deiner Zukunft keine Sorgen; ich will Dir von jetzt an jährlich sechstausend Franken zu deinem Unterhalt geben.«

»Wenn eine Frau monatlich fünfhundert Franken zu verzehren hat,« dachte Minette, »so braucht sie in den Augen der Welt ihrem Geliebten nicht zur Last zu fallen.«

Und Harblay, dem diese fünfhundert Franken durchaus nicht unangenehm waren — denn mag man auch noch so viel Geld verdienen, so kann es doch nicht schaden, wenn eine Geliebte ihren Geliebten entbehren kann — Harblay, sagen wir, hatte sich beeilt, Minettens zarte Bedenken in dieser Hinsicht zu zerstreuen, und ihr gesagt, er verlange demungeachtet, daß sie ihre kleine Pension nur zur Bestreitung ihrer Toilettenbedürfnisse verwenden solle, obgleich er im Stillen nicht daran dachte, dies auszuführen.

Nachdem diese Punkte des materiellen Interesses — in einer Liaison, bei der der Kopf mehr betheiligt ist als das Herz, die nothwendigsten — festgestellt waren, hatten

Anatole und Minette unter den Verhältnissen, in denen wir sie gezeigt haben, nichts weiter zu thun, als ihre gemeinschaftliche Wanderung durch's Leben anzutreten.

Und das thaten sie.

Harblay hatte eine hübsche Wohnung an der Ecke des Boulevards und der Straße Montmartre.

Dorthin wurden Minettens Pianoforte, Kleider, Wäsche und sonstigen unentbehrlichen Effecten transportirt, ihr übriges Mobiliar aber verkauft.

Jetzt war das Eis gebrochen: die beiden Liebenden wohnten zusammen.

Als Minette am Morgen nach der ersten Nacht, die sie in Anatole's Wohnung zugebracht hatte, erwachte, wunderte sie sich zuerst über die neue Umgebung und begann hierauf über ihre Lage nachzudenken.

Dies konnte sie mit um so größerer Muße und Bequemlichkeit, da Anatole noch an ihrer Seite schlief.

Er schlief den Schlaf des Gerechten, dessen Geliebte zum ersten Male sein Lager getheilt hat.

»Ein Geliebter, bei dem man wohnt,« dachte Minette, »ist fast so gut wie ein Gatte . . . Wenn ich nur nicht etwa blos den Herrn gewechselt habe!«

Und sie betrachtete fast mit Schaudern den neben ihr schlummernden Harblay.

»Doch ich mache mir unnöthige Sorgen,« sagte sie, durch den Ausdruck seines Gesichts beruhigt, weiter zu sich selbst; »dieser wird mich gewiß lieben . . . Und dann ist er weder einfältig noch langweilig, er wird also schon um seiner selbst willen sich bemühen, mir Vergnügen zu verschaffen. Man kann doch unmöglich eine Geliebte zu dem Zwecke nehmen, um sie in den Glasschrank zu stellen! . . .

Also wir wollen es ruhig abwarten, und sollte mein Geliebter es sich einfallen lassen, den Gatten spielen zu wollen . . . nun so brauche ich diesen wenigstens nicht zu zwingen, daß er mich schlägt, um mich von ihm zu trennen.«

Hier erwachte Anatole.

Minette unterbrach ihre Betrachtungen, denn sie mußte einen Kuß in Empfang nehmen und erwiedern . . .

Wir haben gesagt, daß Anatole von Harblay mit seiner Feder ziemlich viel Geld verdiente; ich glaube er stand sich auf dreißigtausend Franken jährlich. Der Stand eines Dramaturgen ist ein sehr einträglicher, wenn man sich erst einen gewissen Ruf erworben hat; deshalb werden diese Herren auch von Lustspieldichtern und Vaudevillisten so sehr beneidet.

Mit dreißigtausend Franken jährlich kann man sehr anständig leben und dies that auch Anatole, jedoch immerhin mit einer gewissen Sparsamkeit; denn er war in dieser Beziehung ein sehr ordentlicher Mann.

Minette fand demnach bei ihrem Geliebten alle möglichen Bequemlichkeiten, die sie nur wünschen konnte und die sie übrigens selbst in der letzten Zeit ihrer Ehe, trotz der Unregelmäßigkeiten ihres Gatten, stets genossen hatte.

Sie fand hinreichende Dienerschaft, eine wohlbesetzte Tafel und eine Equipage, welche jederzeit zu ihrem Dienste war, — allerdings nur eine Miethequipage, aber wozu eigene Pferde und Wagen halten, wenn man sie eben so schön gemiethet bekommt? . . .

Dies alles gefiel Minetten ganz vortrefflich.

Jetzt fragte es sich, ob sie bei allen dem auch wirklich glücklich seyn würde.

Da unsere beiden Liebenden sich nicht mehr zu geniren brauchten, gingen oder fuhren sie alle Tage zusammen aus.

Harblay brüstete sich bei jeder ersten Aufführung eines neuen Stückes mit seiner Geliebten auf dem Balcon der Theater.

Sie war jung, schön und elegant, und so konnte es nicht fehlen, daß Jedermann sie betrachtete.

Und da Harblay zahlreiche Bekannte und Freunde hatte, wurde er von allen Seiten mit Glückwünschen zu seiner neuen Eroberung überhäuft.

Er antwortete darauf gewöhnlich in sehr gesetztem Tone:

»Ja, es ist eine ehrbare Liaison . . . eine verheirathete Frau, die ihr Gatte schändlich verlassen hat, und wir lieben einander aufrichtig. Ich war der Theaterdamen längst überdrüssig.«

Diese Abende, welche Minette fast regelmäßig im Theater zubrachte, diese Blicke, welche sie dort verfolgten und unter denen sie schon einige . . . ziemlich indiscrete bemerkte, diese Gespräche, welche ihr Geliebter mit Collegen oder Künstlern pflog, und an denen sie nach und nach ebenfalls Theil nahm, diese immer neuen Kleider und Toilettegegenstände — denn man kann sich doch anständigerweise nicht zweimal hinter einander in dem nemlichen Anzuge öffentlich sehen lassen, — kurz, diese ganze neue Existenz mußte der jungen Frau nothwendig gefallen, da alles ihre Sinne angenehm berührte.

Aber wenn die Sinne leichter zu fesseln sind als das Herz, so werden sie auf der andern Seite auch eher abgestumpft als dieses.

Nachdem Minette zwei Monate lang alle neuen Stücke gesehen hatte, wußte sie das Repertoir jedes Theaters, des größten wie des kleinsten auswendig, und dieses Vergnügen. das sie anfangs entzückt hatte, verlor viel von seinem Reize. Bald betrachtete sie es nur noch als eine gleichgiltige Zerstreuung.

Eines Abends weigerte sie sich sogar, Anatole in die komische Oper zu begleiten, indem sie Kopfweh vorschützte.

Und als er ihr am folgenden Morgen eine Spazirfahrt ins Boulogner Gehölz vorschlug, konnte sie sich kaum enthalten zu gähnen, während sie ihr Kammermädchen rief, um sich ankleiden zu lassen, und unser dramatischer Schriftsteller, der in physiognomischen Studien kein Neuling war, dachte sehr ernstlich daran, daß es Zeit sey, einen gewissen Hausfeind zu bekämpfen, der sich schon anschickte, ihn in der Person seiner Geliebten zu peinigen: die Langeweile.

Da nun seine Geliebte ihm in jeder Beziehung gefiel, so säumte er nicht lange, den Kampf gegen besagten Feind zu beginnen.

»Du scheinst Dich ein wenig angegriffen zu fühlen, liebe Minette,« sagte er zu ihr. »Gut, so wollen wir heute nicht ausfahren, mir ist es auch lieber. Uebrigens wird es wahrscheinlich regnen. Anstatt daß wir eine langweilige Spazirfahrt machen, komm mit mir in mein Arbeitscabinet, wenn Du Lust hast; ich will Dir einen Plan mittheilen, den ich in diesen Tagen entworfen habe und der Dir gewiß sehr gefallen wird.«

»Laß deinen Plan hören,« entgegnete Minette gleichgiltig.

Anatole setzte sich neben Minetten seinem Schreibtische gegenüber auf einen Divan, nahm ihre beiden Hände und sprach:

»Höre mich an, und antworte mir dann aufrichtig. Du hast Geist, mein Kind, viel Geist . . . würdest Du nicht geneigt seyn, ihn nützlich anzuwenden? . . . Ich will mich deutlicher erklären. Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir vor ungefähr sechs Wochen sagte, ich würde mich außerordentlich freuen, wenn Du meine Mitarbeiterin werden könntest. Wenn ich Dir nun jetzt geradezu den Vorschlag machte, ein Stück in Gemeinschaft mit mir zu schreiben, würdest Du dies ablehnen?«

Minette spielte die Bescheidene.

»Ich entsinne mich dessen allerdings,« erwiederte sie, »aber wie kann ich ein Stück mit Dir schreiben! . . . Du bist zu freundlich und zu nachsichtig, lieber Anatole, und ich fürchte sehr, daß ich kein Geschick und Talent dazu habe.«

»Im Gegentheil! ich mache Dir diesen Vorschlag keineswegs als Geliebter, sondern als Schriftsteller. Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn, Dich zu einer Arbeit zu nöthigen, die Dir mißfallen könnte . . . selbst wenn es in meinem Interesse läge. Aber was hindert Dich daran, mir hin und wieder einige Stunden zu widmen, wenn es Dir ein wenig Vergnügen macht? . . . Ich bin fest überzeugt, daß deine Hilfe mir von großem Nutzen seyn wird.

»Ich habe eben den Plan zu einem Stücke entworfen, den ich Dir mittheilen will . . . es soll ein kleines Familiendrama in drei Aufzügen werden, zu dem ich viel Sentimentalität und Thränen brauche, und darauf verstehen sich

bekanntlich die Frauen am besten. Wenn das Sujet Dir gefällt, so sind wir einverstanden.

»Du arbeitest das Stück aus, ich sehe es durch, bringe es beim Theater der Gaité oder der Porte Saint-Martin an und vor Ablauf von zwei Monaten kaufst Du Dir für dein Honorar einen neuen Cashemirshawl. Hast Du Lust dazu?«

»Nun gut, ich gehe darauf ein,« erwiederte Minette, der dieser Plan ihres Geliebten in der That gefiel.

Die meisten herzlosen Frauen sind ein wenig Blaustrümpfe, wenn auch nicht ausübende, doch wenigstens der Gesinnung nach.

Wie das kommt, weiß ich nicht.

Vielleicht rührt es daher, weil diese Damen es für leichter halten, die Tugenden des Herzens zu schildern, als sie auszuüben.

Es gibt in der Welt eine Menge Blinde, die ins Blaue hinein von der Farbe reden.

Anatole war ganz entzückt über seinen glücklichen Einfall, der ihm wenigstens auf weitere fünf bis sechs Wochen die Liebe seiner Mitarbeiterin sicherte.

Er las Minetten seinen Entwurf vor und sie fand ihn allerliebst, wie es nicht anders seyn konnte.

Sie wollte noch den nemlichen Tag ans Werk gehen.

Gesagt, gethan. Sie arbeitete so fleißig, daß sie fast einen Monat lang die Feder nicht aus der Hand legte.

Anatole ließ sie vom Morgen bis zum Abend schreiben, ohne sie zu stören; denn es war festgesetzt, daß er das Stück erst dann revidiren sollte, wenn es ganz fertig war.

Als ein verständiger Mann aber benutzte unser Schrift-

steller diese Zeit, um auch seinerseits ein Drama zu vollenden, um das er schon seit mehren Monaten von einem Boulevardtheater gedrängt wurde und das er ohne seinen Willen hatte bei Seite legen müssen, da Minette seine ganze Zeit in Anspruch nahm.

Als diese ihr Werk muthig vollendet hatte, brachte sie es mit stolzer Freude dem Geliebten.

Er bat sie, daß sie es ihm vorlesen möge, und kam damit ihrem sehnlichsten Wunsche entgegen.

Er hörte die Vorlesung mit der größten Aufmerksamkeit an und unterbrach sie zuweilen nur um auszurufen: »Gut! sehr gut! allerliebst!«

Und als Minette geendet hatte, umarmte er sie mit stürmischer Zärtlichkeit und sagte zu ihr:

»Ich bin ganz erstaunt und entzückt, mein Engel! Dein Stück ist reizend, es ist so gut, daß ich so viel als nichts daran zu ändern haben werde. Also kümmere Dich nicht weiter darum; von morgen an will ich die Revision vornehmen, und bald werde ich Dir sagen können, daß es einstudirt wird.«

Und in der That, vier Wochen später hörte Minette mit unaussprechlicher Freude, daß das Theater der Gaité »Cecily« — so hieß das Drama, das sie gemeinschaftlich mit ihrem Geliebten geschrieben — angenommen hatte.

»Du nimmst mich doch mit in die Proben, nicht wahr?« fragte sie unseren Dramaturgen.

Harblay schüttelte anfangs den Kopf.

»Nun gut, wenn Dir daran gelegen ist, bin ich gern bereit dazu,« antwortete er endlich. »Zuvor aber muß ich mir über einen Punkt, den ich bis jetzt unberührt gelassen

habe, eine Frage erlauben. Wünschest Du, daß dein Name neben dem meinigen genannt wird?«

Da Minette nicht wußte, was sie darauf antworten sollte, setzte er hinzu:

»Wenn ich Dir in dieser Beziehung einen Rath geben darf, so halte ich es für besser, daß Du nicht sogleich diesen kühnen Schritt wagst . . . sowohl um deiner Familie, als auch um Deiner selbst willen. Ein Paar Liebende können zwar Alles thun, ohne sich lächerlich zu machen, und ich weiß jetzt sehr gut, was Du leisten kannst. Aber die Welt ist nun einmal so! . . . Wenn dein Name mit auf dem Theaterzettel figurirte, würde man darüber spötteln, man würde sagen . . .«

»Ja, ja, Du hast Recht,« fiel Minette ein, die an ihren Vater dachte; »es ist jedenfalls besser, mein Name wird nicht genannt.«

»Es freut mich, daß Du dies einsiehst. In Folge dessen dürfte es auch nicht zweckmäßig seyn, daß Du allen Proben beiwohnst . . . denn auch dies würde Gelegenheit zu allerhand Glossen geben. Die letzten, die Generalproben kannst Du mit ansehen, wenn es Dir Vergnügen macht.«

»Noch vernünftiger wird es seyn, wenn ich in gar keine Probe gehe und bis zur ersten Aufführung warte.«

Hierauf trennten sich unsere beiden Liebenden, anscheinend sehr zufrieden miteinander.

Aber das Capitel der Täuschungen hatte trotz der erheuchelten Resignation, mit der sich Minette darein fügte, anonym zu bleiben, für sie begonnen, und es sollte damit noch nicht beendigt seyn.

Nach ungefähr dreißig Proben, die sie mit Ungeduld

zählte, kam der heißersehnte Abend der ersten Vorstellung endlich heran.

Zitternd von erwartungsvoller Aufregung kleidete sie sich an, um am Arme ihres Geliebten ins Theater zu gehen.

Bald saß sie allein in ihrer Gitterloge, in der sie von Niemanden gesehen werden konnte — denn Harblay hatte sich pflichtschuldigst hinter die Coulissen begeben, wohin ihr beiderseitiges Interesse ihn rief.

Unser Blaustrumpf bebte am ganzen Körper, während sich alle Plätze des Theaters mit Zuschauern füllten und noch mehr, als die Musiker im Orchester an ihre Notenpulte gingen . . .

Die Ouverture begann, der Vorhang ging auf, und Minetten klopfte das Herz, als ob es ihr die Brust zersprengen wollte.

Sie sollte endlich ihr Werk sehen und hören und zu gleicher Zeit erfahren, welchen Eindruck es auf das Publicum machte!

Doch ach! während der ersten Scene öffnete die ganz erstaunte und untröstliche Minette vergebens ihre großen Augen und kleinen Ohren.

Ihr Kind war nach der Geburt vertauscht worden . . . sie erkannte es nicht mehr!

Styl, Gedanken, Handlung, Alles war verändert, die »Cecily« von Harblay war ein ganz anderes Stück als die »Cecily« von Minetten.

Der erste Act war zu Ende und das Publicum spendete demselben, nebenbei gesagt, reichen Beifall, als der Vorhang fiel; aber Minette hatte in dem ganzen Acte kaum einige Worte von ihrem Geistesproducte wieder gefunden.

Jetzt bemächtigte sich ihrer ein geheimer Zorn, der Autorenzorn, der schrecklichste von allen! . . . Wozu hatte Anatole sie so angestrengt arbeiten lassen, um ihre Arbeit nachher wegzuwerfen? Warum hatte er ihr besonders bei der Vorlesung gesagt, daß er sehr zufrieden mit dem Stücke sey, da es ihr doch bald nur zu klar werden sollte, daß er es nicht war?

O, wenn Harblay in diesem Augenblicke bei ihr gewesen wäre, mit welchen bitteren Vorwürfen würde sie ihn überhäuft haben!

Aber Harblay hütete sich wohl, schon so bald dem ihm drohenden Unwetter entgegen zu treten . . . dazu war es noch vollkommen Zeit, wenn er nicht mehr anders konnte.

Der zweite Act begann. Minette hatte noch einige Hoffnung; vielleicht war ihr Werk in diesem Acte mehr respectirt worden . . .

Doch nein, der zweite Act glich dem ersten Zug für Zug.

Und auch der dritte war der beiden ersten würdiger Bruder.

Der Vorhang fiel, ein Beifallssturm brach los, der Name des Verfassers wurde ungestüm verlangt.

Was kümmerte Minetten dieser Beifall? er galt ja nicht ihr! was interessirten sie diese Bravorufe? sie waren ja nicht an ihr Talent gerichtet!

Ihr Talent war verachtet und schimpflich verstoßen worden!

Als Anatole von Harblay dem Publicum als Autor des Stückes genannt wurde, erscholl aufs neue donnernder Applaus.

Und Minette, die sich angesichts eines so glänzenden Erfolges ihres Geliebten selbst hätte vergessen müssen, wenn sie Anatole wirklich liebte, empfand einen wilden Drang, ihn durch Vorwürfe zu kränken und sein Glück zu stören.

Sie hatte schon einen kleinen deutschen Schlüssel, den Schlüssel zu ihrem Juwelenkästchen, den sie stets bei sich trug, aus der Tasche genommen und hatte sich gefragt, was wohl daraus entstehen könne, wenn sie es wagte zu pfeifen.

Zum Glück für unsere wüthende Muse verweilte dieser schmachvolle Gedanke nur einen Augenblick in ihrem Kopfe.

Sie war unfähig zu lieben, aber auch eben so unfähig zu hassen.

Der Zorn wie die Freude konnten nur einen vorübergehenden Eindruck auf diesen Charakter machen, der nur für Bastardgefühle, wie Coketterie, Spott, Eitelkeit und Launenhaftigkeit empfänglich war.

In diesem Augenblicke trat Anatole in die Loge.

»Er hat mich zum Besten gehabt,« sagte Minette zu sich selbst; »ich will ihm Gleiches mit Gleichem vergelten.«

»Nun?« rief unser Dramaturg mit frecher Stirn seiner Mitarbeiterin zu, »bist Du zufrieden? . . . Das nenne ich einen Succeß!«

»Ich bin sehr zufrieden!« erwiederte Minette eben so dreist. »Indessen muß ich Dir gleichwohl gestehen, daß mir das Publicum zu nachsichtig zu seyn scheint. Mir kommt das Stück ganz abscheulich vor, und ich werde daher lieber nicht mehr mit Dir arbeiten, denn ich sehe ein, daß dein Ruf darunter leiden muß. Nur der Cashemirshawl, den ich dabei verdienen werde, tröstet mich über mein trauriges Machwerk. Wir wollen gehen.«

. . . .

Harblay nahm lächelnd den Arm seiner Geliebten. Er war klug genug, um zu errathen, warum sie das Stück für schlecht erklärte, und er liebte sie hinreichend, um in diesem Augenblicke nur den Wunsch zu hegen, sich von der Beschuldigung, daß er sie habe zum Besten haben wollen, zu reinigen, anstatt sich durch ihre kleine Blaustrumpfphrase beleidigt zu fühlen.

Er schwieg jedoch.

»Was würde es nützen,« dachte er bei sich, »wenn ich ihr sagte, daß trotz ihres schriftstellerischen Talents Alles was sie geschrieben hat, schlecht und kindisch ist? . . . Sie würde es doch nicht glauben. Ich habe ihre Briefe an Leonard Durand gelesen, und eine Frau, die solche Briefe schreibt, muß sich über alle möglichen Dramen und Melodramen hoch erhaben glauben. Sie ist indessen nicht dumm, dies beweist schon das ingeniöse Mittel, das sie angewendet hat, um sich für meine rücksichtslose Schriftstellervorsicht zu rächen. Da sie aber nichts sagen will, werde ich ebenfalls schweigen . . . ich glaube dies ist für uns beide das Beste.«

Und so geschah es wirklich.

Minette theilte ihrem Geliebten nie mit, was sie während der ersten Aufführung der »Cecily« empfunden hatte.

Sie trieb die Verstellung so weit, daß sie sogar ihren Honorarantheil, den Anatole ihr zwei Monate hinter einander brachte, ganz ernsthaft annahm.

Allerdings war mit beiderseitigem stillschweigenden Einverständniß auch von ferneren gemeinschaftlichen Arbeiten zwischen ihnen nie wieder die Rede.

. . . .

Sey dem wie ihm wolle, so viel haben wir aus Vor-

stehendem gesehen, daß Harblay und Minette einander schon in der ersten Zeit ihres Verhältnisses wissentlich hintergingen.

Nachdem dieses System gegenseitiger Doppelzüngigkeit zwischen diesem Manne, der Minetten eigentlich nur deshalb zur Geliebten angenommen hatte, weil sie jung und schön war und sie ihm weniger lästig wurde als jede andere, und dieser Frau, die sich ihm nur hingegeben hatte, weil sie durch ihn und mit ihm ein angenehmes Leben zu führen hoffte, — nachdem dieses System, sagen wir, einmal stillschweigend geduldet worden war, mußte ihr ganzer Verkehr mit einander bald ein ununterbrochenes Lügengewebe werden.

Die Folge wird uns zeigen, welchen Grad der Erbärmlichkeit und Schändlichkeit zwei Geschöpfe erreichen können, welche, wie diese, durch die Selbstsucht und durch die Gewohnheit an einander gekettet sind.

XIII.

Ueberdruß.

Ein Jahr war vergangen.

Anatole von Harblay hatte endlich durch die Verwendung von Paula Marcel das rothe Ordensband erhalten, nach dem sein Herz sich so unaussprechlich sehnte.

Während er bisher in Folge seines unerhörten Glückes und seiner beständigen schriftstellerischen Erfolge nur eingebildet und dünkelhaft gewesen war, wurde er jetzt, kraft seines Ordens, übermüthig und besonders vergeßlich; was

Leute, die zu einer unverdienten Ehre gelangen, sehr häufig werden.

Nur gegen Minette war er so ziemlich der Alte geblieben.

Er führte sie noch immer wohin sie wollte . . . ins Theater, auf Bälle, in Concerte und aufs Land, und ließ sie ihre Pension für Toiletten- und Schmuckgegenstände ausgeben.

Da er jedoch mit der Zeit in Hinsicht der Liebe wie der galanten Aufmerksamkeiten bedeutend kühler geworden war, genirte er sich jetzt nicht mehr, an ihrer Seite ganz ruhig zu schlafen, wenn er sonst Lust dazu hatte, oder ihr ein Kleid oder ein Geschmeide zu versagen, wenn sie eines oder das andere zu oft von ihm verlangte.

Der feste Schlaf ihres Geliebten machte Minetten keinen Kummer; im Gegentheil, es war ihr recht angenehm, wenn sie ebenfalls an seiner Seite ungestört ruhen konnte.

Im Punkte der galanten Aufmerksamkeiten aber war sie nicht so nachsichtig.

Ein Geliebter, der ein jährliches Einkommen von ungefähr dreißigtausend Franken hatte und der seiner Geliebten ein Geschenk versagte, mit der Bemerkung, daß sie selbst die Mittel besitze, um es sich zu verschaffen, wenn es ihr gefiele — ein solcher Geliebter benahm sich wahrhaftig zu ehemännisch, eine solche Liaison schmeckte zu sehr nach dem »Fleischtopfe.«

Diese Betrachtungen äußerte Minette eines Tages, als Harblay in einer Theaterprobe war, gegen Paula, die ihren Schützling lächelnd anhörte und ihr anfangs nicht darauf antwortete, worüber Minette förmlich in Zorn gerieth.

Paula beschwichtigte jedoch den Unwillen der jungen Frau durch eine echt mütterliche Geberde, und sagte zu ihr:

»Na, na, werden Sie nur nicht bös, liebes Kind, ich bitte Sie darum. Ich muß unwillkürlich lachen. Während ich sonst jedesmal weinte, wenn ich um eine Illusion ärmer wurde, kann ich mich jetzt darüber des Lachens nicht enthalten. Das ganze Leben kommt mir gar zu lächerlich vor.

»Ich hatte geglaubt, daß Sie mit Harblay recht glücklich leben würden, weil ich hoffte, daß er sich immer artig und liebenswürdig gegen Sie zeigen würde, und er mir gesagt hatte, daß seine dankbare Erkenntlichkeit gegen mich für einen Dienst, den ich ihm bei der Regierung geleistet habe, unbegrenzt sey. Und jetzt muß ich hören, daß Sie sich an seiner Seite langweilen, daß er Ihnen unangenehm wird, und daß er sich, trotz seiner schönen Versprechungen, undankbar gegen mich zeigt.«

»Ja, er treibt die Undankbarkeit gegen Sie so weit, daß er nicht nur Sie nicht mehr besucht, sondern auch mir den ferneren Umgang mit Ihnen verboten hat, indem er sagt, daß mein Platz nicht bei einem Mädchen Ihrer Art sey.«

»Wie? das hat er wirklich gesagt? . . . habe ich also nicht Ursache zu lachen, liebes Kind? verdient das Benehmen dieses liebenswürdigen Herrn, der mir seinen Orden verdankt, und nebenbei auch eine schöne Geliebte, nicht weit mehr meine Verachtung als meinen Zorn?«

Minette hörte Paula mit Erstaunen an; sie konnte diese Gleichgiltigkeit der Schauspielerin gegen eine ihrer Ansicht nach wahrhaft empörende Kränkung nicht begreifen!

Das kam daher, weil Paula mit dem Herzen und Minette mit dem Verstande urtheilte und weil jenes stets großmüthiger und nachsichtiger ist als dieser.

»Also um wieder auf Sie zurückzukommen, liebe Minette,« hob Paula nach kurzem Stillschweigen wieder an...

Da Anatole seine Geliebte stets Minette nannte, war dieser Name der jungen Frau geblieben, so daß auch ihre intimen Freundinnen sie gewöhnlich so nannten.

»Sie sagen also, daß Sie Ihrer gegenwärtigen Existenz überdrüssig sind, und daß Sie fast versucht wären, mir das was ich für Sie gethan habe, zum Vorwurf zu machen, während ich nur Ihr Bestes im Sinne hatte... nicht so?«

»Vorwurf? o nein, liebe Paula!« erwiederte Minette. »Nein, ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Ich muß Ihnen jedoch gestehen, daß diese Verbindung nicht so ist, wie ich gehofft hatte. Nachdem ich mit meinem Gatten so traurige Tage verlebt, war es mir wohl erlaubt, mir eine heitere Zukunft zu wünschen. Aber ich muß Ihnen offen sagen, daß Harblay meinen Erwartungen durchaus nicht entspricht.«

»Nach einem Jahre der Liebe so viele getäuschte Hoffnungen!« rief Paula abermals lächelnd; »das ist in der That traurig!«

»O, ich bitte, scherzen Sie nicht mehr, Paula!« bat Minette in flehendem Tone; »Sie thun mir weh!... Nein, Harblay ist nicht der Mann, wie ich ihn mir geträumt habe, das fühle ich jetzt.«

»Und Sie gedenken wahrscheinlich es ihm zu beweisen, indem Sie sich einen anderen suchen, der Ihren Wünschen besser entspricht?«

Minette schlug die Augen nieder.

»Sie vergessen,« sagte sie mit leiser Stimme, »daß mein Vater mir unwiderruflich die mir ausgesetzte Pension entzieht, wenn ich Harblay verlasse.«

»Ja, ja, ich weiß wohl, der Papa Rigaut hat eine strenge Moral . . . er gestattet wohl seiner Tochter einen Geliebten, da sie keinen Gatten mehr hat, nicht aber zwei . . . und noch weniger drei . . . oder vier, oder fünf, oder sechs . . .«

»O, Paula!«

»Ich möchte noch weiter gehen, denn weiß man, wo man einmal einen Geliebten aufgibt und einen anderen annimmt? . . . Kurz, also Herr Rigaut betrachtet die Dinge aus einem strengeren Gesichtspunkte. Aber ist Ihr Widerwille gegen Harblay schon so stark, daß nur die Androhung Ihres Vaters Sie abhält, sich von Ihrem Geliebten zu trennen?«

Minette fing an zu weinen.

»Das ist keine Antwort auf meine Frage,« fuhr Paula fort, welche im Laufe des verflossenen Jahres diese Ausbrüche des Schmerzes nach ihrem wahren Werthe schätzen gelernt hatte. »Ich kann unmöglich glauben, daß Sie als eine einsichtsvolle, gebildete und fühlende Frau . . .«

Man sieht, daß Paula Minetten noch nicht genau kannte.

»Ich kann unmöglich glauben, daß Sie ernstlich daran denken, ein Verhältniß aufzugeben, das jedenfalls vortheilhafter für Sie ist als irgend ein anderes, wenn es auch einige Unannehmlichkeiten haben mag. Harblay verweigert Ihnen zuweilen ein Kleid, das Sie sich wünschen, und er umarmt und küßt Sie nicht mehr so oft wie sonst. Aber Sie können ja alle Monate fünfhundert Franken auf Ihre Toilette verwenden und haben mir oft versichert, daß Ihnen an vielen Küssen und Umarmungen sehr wenig gelegen ist. Ueber was beklagen Sie sich also?«

Minette weinte immer heftiger.

»Ich beklage mich,« rief sie aus, »weil ich geliebt seyn will... weil die Liebe das Leben ist, und weil Harblay mich nicht mehr liebt, oder vielmehr mich nie geliebt hat.«

Paula nahm den Kopf der jungen Frau in beide Hände und sagte im Tone sanfter Theilnahme, indem sie sie auf die Stirn küßte:

»Sie kleine Thörin, wie können Sie sagen, daß die Liebe das Leben ist! wie können Sie sich so nach der wahren Liebe sehnen! . . . Ich sage Ihnen, sie ist schlimmer als der Tod, denn sie verursacht trotz ihrer herrlichen Freuden und Genüsse so entsetzliche Qualen, daß sie, wenn sie selbst — nicht eine ihrer Halbschwestern Laune oder Begierde — sich in Ihr Herz einschleicht, Sie im höchsten Grade unglücklich macht.

»Ich bin in meinem Leben ein einziges Mal wirklich geliebt worden, so wie Sie es meinen . . . und zwar von einem armen, blutjungen Manne, einem Künstler. Und siehe da, als ich ihn einmal nicht einlassen wollte, sprang er ins Wasser, während ein Schriftsteller mir in meinem Boudoir ein neues Theaterstück vorlas.«

Paula stand auf; die Erinnerung an dieses Unglück machte einen lebhaften Eindruck auf sie.

»Ach!« rief Minette, welche die Gemüthsbewegung ihrer Freundin nicht bemerkte, »gerade so möchte ich geliebt seyn!«

Paula nahm diese thörichten Worte mit einem geringschätzenden Lächeln auf.

»Ich wiederhole Ihnen, daß Sie eine kleine Närrin sind, Minette,« sagte sie, zu ihr zurückkehrend. »Aber obgleich jede Thorheit Nachsicht verdient, so kann ich doch

diese nicht entschuldigen. Sie möchten gern, daß ich Ihnen böse Rathschläge gäbe; allein das werde ich nicht thun.

»Harblay hat mich gewiß tief gekränkt, indem er einen wichtigen Dienst vergessen, den ich ihm geleistet habe. Aber er müßte mich noch ganz anders kränken und beleidigen, ehe ich seine erklärte Feindin werden könnte.

»Also kehren Sie zu ihm zurück und beschränken Sie sich darauf, ihn ein wenig zu quälen, indem Sie dann und wann mit seinen Freunden und Bekannten cokettiren. Dies wird Sie ein wenig zerstreuen und es ist das Einzige, was ich Ihnen als erfahrene, aufrichtige Freundin rathen kann.«

Jetzt stand Minette ebenfalls unmuthig auf.

»Soviel habe ich gar nicht von Ihnen verlangt, meine liebe Paula,« entgegnete sie. »Sie nehmen ein gleichgiltiges Gespräch für Ernst; daran thun Sie sehr unrecht. Ihre Zuneigung zu Harblay mag sich beruhigen, denn ich habe durchaus nicht die Absicht, ihn zu hintergehen und bin noch weniger in der Absicht zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mir Gelegenheit dazu zu verschaffen.

»Mein einziger Fehler besteht, wie ich glaube, darin, daß ich in Ihrer Anwesenheit meine Thränen nicht zurückhalten konnte und mich durch eine vielleicht unbesonnene Regung von Verdruß und Traurigkeit hinreißen ließ. Verzeihen Sie mir diesen Fehler, ich werde nicht wieder in denselben verfallen und mich in Zukunft sorgfältig hüten, in Ihrer Gegenwart zu weinen.«

Hierauf trennten sich die beiden Frauen ziemlich kalt und gemessen.

Die eine bedauerte sich gestehen zu müssen, daß sie sich nicht geirrt hatte, als sie der anderen bei ihrer ersten Zu-

sammenkunft prophezeit hatte, sie werde viel von sich reden machen. Die andere dachte bei sich, daß eine Schauspielerin mit Grundsätzen eines der abgeschmacktesten Geschöpfe von der Welt sey.

Minette war in ihrem Wagen gekommen, der sie vor Paula's Hausthür erwartete.

Seit ungefähr zwei Monaten hatte sie sich das Recht genommen, in Harblay's Abwesenheit dann und wann allein auszufahren, sey es zum Vergnügen, oder um ihren Vater oder Paula Marcel zu besuchen.

Mit Ausnahme der Besuche bei Paula, die er ihr untersagt hatte, seitdem er es nicht mehr für schicklich fand, daß Minette seine Wohlthäterin besuchte, gestattete Harblay ihr gern diese wenigen Augenblicke völliger Freiheit.

Erstens weil er nicht eifersüchtig war — denn er besaß zu viel dünkelhafte Eitelkeit, um dem Gedanken Raum zu geben, daß seine Geliebte ihn hintergehen könne — und dann, weil er nichts Nachtheiliges darin erblickte, daß eine Frau, die am Ende doch nur seine Geliebte war, sich selbst einige Zerstreuungen verschaffte, wenn er durch Geschäfte verhindert war, dafür zu sorgen.

Als Minette in ihren Wagen stieg, bewog sie eine Stimme, die sie beim Namen rief, sich umzusehen.

Es war eine andere Schauspielerin, eine gewisse Marie Delval, deren Bekanntschaft sie bei Paula Marcel gemacht und die ihr stets außerordentlich artig und freundlich entgegengekommen war — denn diese Damen haben gegründete Ursache, sich das Wohlwohlen der Geliebten eines Theaterschriftstellers zu erwerben und zu erhalten — und die sich daher auch jetzt, da sie Minetten im Vorbeigehen zufällig

bemerkte, angelegentlichst beeilte, diese ehrerbietig zu begrüßen.

Minette, die schon im Wagen saß, drückte herzlich die Hand, welche Marie Delval ihr reichte.

»Sie kommen von Paula, Madame?« fragte die Schauspielerin.

»Ja . . . Sie wollen wohl eben zu ihr gehen?«

»Nein, ich war im Begriff, nach Hause zu gehen, und da ich Sie im Vorbeigehen bemerkte, habe ich mir erlaubt . . . Sie verzeihen doch meine Indiscretion?«

»Im Gegentheil, ich freue mich, Sie einmal zu sehen . . . Wenn es Ihnen angenehm ist, steigen Sie ein und begleiten Sie mich bis nach Ihrer Wohnung.«

Marie Delval zögerte unschlüssig.

»Nun, wenn Sie es erlauben, bin ich so frei,« sagte sie endlich. »Uebrigens kann ich diese Gelegenheit benutzen, um Ihnen etwas zu erzählen, was Sie gewiß interessiren wird.«

»So? wirklich?«

Die Schauspielerin stieg zu Minetten in den Wagen und dieser fuhr fort.

»Was haben Sie mir denn zu erzählen?« fragte Minette, deren Neugierde durch Mariens erste Worte sogleich lebhaft erregt worden war.

Letztere wollte anfangs nicht heraus mit der Sprache.

»O, ich irrte mich gewiß,« erwiederte sie, »indem ich sagte, daß die Sache Sie interessiren würde. Doch wenn ich nach Ihren eigenen Worten von neulich und nach unserem ziemlich allgemeinen Geschmacke für dergleichen Dinge urtheilen darf . . .«

»Aber so erzählen Sie doch!«

»Ich wollte Ihnen nur mittheilen, Madame, daß ich den unwiderleglichen Beweis davon erhalten habe, daß Leonard Durand, von dem Sie sich vergessen glaubten, Sie noch immer liebt.«

»Wirklich?«

Minette wurde nachdenkend.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir zum besseren Verständniß dieses Gesprächs sagen, daß Minette vor ungefähr vier Wochen, als sie Marie Delval einmal bei Paula Marcel antraf, die erbärmliche Eitelkeit und schamlose Coketterie gehabt hatte, sich bei Gelegenheit eines Gesprächs über die Schauspieler der leidenschaftlichen Liebe zu rühmen, die sie Leonard Durand, welcher an dem nemlichen Theater engagirt war, wie Marie Delval, früher einzuflößen gewußt, wobei sie allerdings die näheren Umstände dieses flüchtigen Verhältnisses einigermaßen verschleiert hatte.

Unter anderen Fehlern besaß Minette auch den, daß sie ihren Bekannten gedankenlos Alles erzählte, was sie interessirte, ja zuweilen selbst Dinge, die sie nicht interessiren konnten.

Im Allgemeinen gibt es keine einfältigeren und auf ihre Würde oder ihr Interesse weniger bedachten Geschöpfe, als die sogenannten Coketten.

»Sie glauben wirklich, daß Leonard Durand noch immer an mich denkt?« wiederholte Minette, nachdem sie über Mariens Worte einen Augenblick nachgedacht hatte.

»Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin sogar fest überzeugt davon.«

»Hat er selbst es Ihnen gesagt?«

»O nein, dazu ist er viel zu verschwiegen und rechtschaffen. Er hat mir kein Wort davon gesagt, aber ich habe es errathen.«

Minette wurde abermals nachdenkend.

Die Geschichte dieses jungen Mannes, der sie trotz ihres schändlichen Benehmens gegen ihn noch immer liebte . . . die Erinnerung an Leonard, den sie seit ihrer Trennung von ihm wohl zwanzigmal vor sich auf der Bühne gesehen hatte, ohne ihn mit anderen Augen zu betrachten, als jeden anderen Schauspieler, und der ihr alle Unbill verzieh, war wohl geeignet, einen lebhaften Eindruck auf sie zu machen, besonders in Berücksichtigung der Spannung, welche eben zwischen ihr und Harblay obwaltete.

Hatte sie nicht vor wenigen Augenblicken, als Paula ihr sagte, daß ein Mann sich um ihretwillen das Leben genommen habe, gegen diese geäußert:

»So möchte ich geliebt seyn?«

Und war es denn so unwahrscheinlich, daß Leonard sie noch einmal so lieben könnte? . . .«

Marie Delval erwartete indessen eine Meinungsäußerung von Minetten über die ihr gemachte Mittheilung.

Minette errieth dies ohne Mühe.

»Nun, meinetwegen,« sagte sie in gleichgiltigem Tone, hinter dem jedoch eine Regung von Mitleid hervorblickte; »ich kann es nicht ändern, wenn Herr Leonard Durand mich noch liebt, wie Sie sagen. Wollte ich mich auch erkenntlich zeigen für eine so unwandelbare Treue, und den Kummer, den ich ihm vor einem Jahre verursacht habe, jetzt durch

ein wenig Glück wieder gut zu machen suchen, ich würde es nicht können, denn ich bin nicht mehr frei, und die geringste Gunstbezeigung, die ich ihm gewährte, würde mir mit gutem Grunde als ein Verbrechen angerechnet werden.«

Marie Delval lächelte.

Sie hatte augenblicklich errathen, daß Minette nur zu gern zu Leonard zurückgekehrt wäre.

Als ein kluges Mädchen, das wohl wußte, daß gewisse Dienste denjenigen, der sich nicht scheut sie anzunehmen, zum Schuldner dessen machen, der sie ihm erweist, wollte Marie Delval sich diese günstige Gelegenheit, Harblay's Geliebte an sich zu fesseln, nicht entgehen lassen.

Der Wagen hielt vor ihrem Hause, der Kutscher stieg schon von seinem Sitze herunter, sie mußte von Minetten Abschied nehmen.

»Noch ein Wort, Madame,« sagte sie, indem sie der jungen Frau mit einer noch schüchternen Vertraulichkeit die Hand drückte, »Sie sehen, wo ich wohne . . . Rue-Navarin Nr. 17. Ich bin täglich von drei bis fünf Uhr zu Haus und seit einer Woche kommt Leonard alle Tage regelmäßig um diese Zeit zu mir. Das heißt in allen Ehren . . . wir repetiren nur zusammen ein Drama, in dem wir die beiden Hauptrollen haben.

»Sollten Sie einmal Lust haben, sich von der Wahrheit meiner heutigen Mittheilung persönlich zu überzeugen, so erinnern Sie sich, daß Sie eine aufrichtige Freundin an mir haben, und daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich Gelegenheit fände, es Ihnen zu beweisen.

»Mein Gott, wer weiß ob Sie ihn nicht durch ein

einziges freundliches Wort trösten und seinen Kummer lindern könnten? . . . Es kostet Ihnen ja so wenig und dem armen betrübten Leonard werden Sie damit gewiß eine unaussprechliche Freude machen. Wollen Sie kommen? . . . ja? . . .«

»Vielleicht!« flüsterte Minette.

Ende des ersten Theiles.